Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: - (1867)

Artikel: Vermischte Geschichten
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-655214

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Des Hinkenden Boten Neujahresgruß

Gottlob! Gottlob! Da bin ich wieder
Im lieben Vaterlande,
Seh' um mich her nur traute Brüder,
Durch heimatliche Bande.
So fremd war mir noch nie die Fremde
Auf meinen fernsten Reisen,
Ein unnennbares Weh beklemmte
Mich räthselhafter Weise.
Rings um uns gährt ein droh'nder Geist,
Der, nicht aus Licht geboren,
In mancherlei Gestalt sich weis't,
Zum Umsturz auserkoren;
Er scheurt ein allgemeines Feuer,
Das unterm Boden glimmt,
Und brütend Basilisken-Eier,
Gott weiß welch End' es nimmt.
Selbstsucht mit schonungsloser Sitte,
Das ist der finstre Geist,
Der jetzt, vom Throne bis zur Hütte,
Die grimmen Zähne weist.
Ein Volk, das einst des Korsen Macht
Im Freiheitskampf vernichtet,
Vereint in deutscher Völkerschlacht
Die Tyrannei gerichtet,
Und seither stets in Wort und Schrift
Für Deutschland eingestanden,
Durch Eid und Bund sich ihm verbrieft
Zu treuen Bruderbanden, —
Das folgt der ersten Trommelstreich
Zu seines Königs Fahnen,
Um durch des Nachbars friedlich Reich
Des Krieges Weg zu bahnen,
Zerreißt das alte Bundesband,
Hilft würgen deutsche Brüder
Und stürzt mit blutgefärbter Hand
Manch deutsche Throne nieder.

E

Wer trieb dies Volk zu solcher That,
So grauenvoll und düster? —
Wohl dem, der keins von beiden hat,
Nicht Fürsten, noch Minister.

Ein junger Fürst auf altem Thron
Kampfmuthiger Nationen
Schenkt schon beim ersten Siegeston
Der feindlichen Patronen,
Die Perle seines Reiches hin —
Wohl ihren eignen Söhnen? —
Oh nein! — Dem Stammfeind zum Gewinn —
Ganz Deutschland zu verhöhnen!
Ist das das große Resultat,
Mit dem man sich gebrüstet,
Vom Tschechen bis zum Grenz-Kroat
Ein Völkerheer gerüstet?
Oh Fürstensinn! oh Wankelmuth!
Wer mag dir noch vertrauen?
Volk, wahre selbst dein höchstes Gut,
Auf Gott nur kannst du bauen.
Nach Mittag liegt ein großes Land,
Voll heißer Leidenschaften,
Wo Einigkeit nie Boden fand
Und schwerlich je wird haften;
Dort schwärmt ein Volk für Republik,
Mit drohenden Gebärden,
Dieweil sein König träumt vom Glück,
Auch Großmacht nun zu werden.
O Volk! nur in der Tugend Schooß
Gewiegt von Treu und Glauben
Zieht sich die wahre Freiheit groß,
Die keine Macht kann rauben.
Im Westen sitzt Europa's Spinn
Im fein gewobnen Netze;
Wachsam mit eifersücht'gem Sinn,
Daß niemand es verletze;
Sie hält die Fäden ausgespannt,
Vom Norden bis zum Süden,
Weit um, mit meisterhafter Hand
Und ohne zu ermüden;
Ihr Wahlspruch L'empirec'est la paix,
Läßt mannigfach sich deuten,
Wer hindert sie, zu Kriegesweh,
Ihn dennoch auszubeuten? —

Wo ist da eine Garantie
Für Völkerwohl und Frieden?
Die kann uns keine Monarchie,
Kein Herrscher jemals bieten.

So steht's mit unserer Nachbarschaft,
Ringsum im weiten Kreise,
Dieweil hier alles wirkt und schafft,
Nach altgewohnter Weise,
Und Feste feiert obendrein,
Die Zeit sich zu vertreiben,
Musik-, Gesang- und Turnverein —
Als müßt es stets so bleiben;
Wo selbst mit ernstem Waffenspiel
Viel Kurzweil wird getrieben
Und mancher sucht, als Nebenziel,
An Bachus sich zu üben.

Zwar will dieß Thun mir altem Greis
Für uns're Zeit nicht passen,
Doch mahnt es an der Väter Weis' —
Sie konnten's auch nicht lassen;
Drum ist es dennoch mir so wohl
Im lieben Heimatlande,
Hier, wo der Boden noch nicht hohl,
Vom großen Nachbarbrande.
Wo noch das Volk mit frischer Kraft,
Von Selbstsucht nicht gekettet,
Am Wohl des Staates emsig schafft
Und selbst sein Loos sich bettet;
Wo an der Räthe wicht'gen Tagen
Des Friedens Geist regiert,
Und bei den großen Landesfragen
Eintracht den Zepter führt.

O wahret dieß Palladium!
Der Freiheit kräft'ge Stütze,

Der Republiken Hort und Ruhm,
Daß Gott es euch beschütze!

Dieß ist, dieweil ich schließen muß,
Mein höchster Wunsch zum Botengruß.
(Im Juli 1866.)

Einiges über Erziehung.

(Fortsetzung vom Jahr 1866.)

XII. Artikel.

Wie die Jugend den Sonntag Nachmittag zubringt, und was da Besseres zu machen wäre.

Daß die Knaben und Mädchen Sonntag Nachmittags auch eine Freude haben, ist ganz an seinem Ort, besonders wenn sie die Woche durch fleißig und artig waren, und am Sonntag Predigt und Kinderlehre nicht versäumten. Jedoch ist es gar nicht gleichgültig, was für Vergnügen die Kinder genießen und wie sie dieselben genießen. Oder wer könnte es billigen, daß sich die Knaben an dem langweiligen Tag zusammenrotten, um Streit und Zank und Schlägereien anzufangen, um Thiere zu martern, um allerlei verwegene Streiche auszuführen, um leidenschaftlich Glücksspiele zu machen, wie Würfeln, Kartenspiel u. s. w., wobei mancher den Anfang macht zu einem unglücklichen Spieler, der sich später in's Elend stürzt? Wer könnte es billigen, daß heranwachsende Kinder beiderlei Geschlechts oft verstohlener Weise den Sonntag Nachmittag und Abend in verdächtigen Schlupfwinkeln zubringen, deren Zahl und Gefahr leider in dem Maß zunehmen, als sich die Pinten- und Winkelwirthschaften vermehren? Hingegen wird Keiner, der der Jugend auch eine Freude gönnen mag, es tadeln, daß sie sich im Winter auf dem Eise, im Sommer mit Schwingen, mit Kugelwerfen, oder mit andern unschuldigen gefahrlosen Spielen im Freien belustige. Nur kein bloßes Glücksspiel — aber was die Kraft und Gewandtheit des Leibes übt, die Aufmerksamkeit und den Witz des Geistes in Anspruch nimmt, das möge man der lebensfrohen Jugend nicht ängstlich verbieten; man denke doch, man sei auch jung gewesen.

In jedem Dorfe müßte mir ein bleibender Spielplatz eingerichtet sein, etwa in der Nähe des Schulhauses. Auf diesem Platze wären allerlei Stangen, Seile, Leitern, Springstöcke, Spielsachen und anderes mehr, wie man's hin und wieder bei guten Schulanstalten sieht. Dann müßte noch einem verständigen, geachteten Manne, der zugleich ein Kinderfreund wäre, die Besorgung dieses Platzes und die Beaufsichtigung der spielenden Jugend anvertraut werden. An vielen Orten würde dieß der Schullehrer gewiß recht gern, ja mancher unentgeldlich thun. So könnten denn die Kinder an schönen Sonntagen, wohl auch zu bestimmten Stunden in der Woche zusammen kommen und sich an artigen, gemeinschaftlichen Spielen erfreuen, oft die Knaben allein, oft die Mädchen allein, manchmal alle vereinigt. Die männliche Jugend besonders würde sich da nach Herzenslust in allerlei körperlichen Bewegungen üben, z. B. im Laufen, Springen, Klettern u. s. w., wohl auch, wo dieß anginge, im Exerziren.

Größere Personen würden zuschauen, ja zuweilen sich selbst versuchen und die jüngern durch Lob und Tadel aufmuntern. Väter und Mütter wenigstens dürften nur selten fehlen. Zu größerer Belebung und Hebung dieser Spiele und Uebungen könnte man alle Jahre ein Examen, oder ein Turnfest abhalten, wo man den stärksten, fleißigsten und gewandtesten Turnern eine kleine Auszeichnung zukommen ließe.

Eine solche Einrichtung müßte sicher viel Gutes stiften, wenn man nur nichts übertriebe und für einen dauernden Fortgang der Sache sorgte. Ein Hauptvortheil wäre der, daß durch solche sonntägliche Uebungen und Spiele die Jugend manchen Lockungen zum Bösen weniger ausgesetzt wäre. Dann wäre es auch gar nicht übel, wenn unsre jungen Leute, die großentheils ein wenig langsam, ungeschickt und plump sind, mehr Beweglichkeit, mehr Gewandtheit und mehr rüstiges, unbefangenes Wesen erhielten, eben das, was man beim Turnen bezweckt.

Man wende mir nicht ein: Für Leute, die sich viel bewegen und auf dem Felde arbeiten, seien solche Uebungen unnöthig und unzweckmäßig; Bauernkinder hätten die ganze Woche durch Turnens genug und der Sonntag sei eher zum Ausruhen für sie bestimmt, als zu so großen Anstrengungen.

Ich gebe zu: die sogenannten Turnübungen sind nöthiger und nützlicher für solche junge Leute, die viel in Stuben sitzen und mehr Kopf- als Handarbeiten machen, für solche erfordert es besonders die Gesundheit, daß sie turnen. Dieser Grund mag nun freilich für die Kinder der Landleute wegfallen. Da aber das Turnen nicht bloß den Körper gesund, sondern auch gewandt, rüstig und stark macht, da es zum Wachsthum und zu einer erfreulichen Entwickelung des Leibes beiträgt, da es nicht, wie einige Handarbeiten, bloß einzelne Glieder, wie etwa die Arme, sondern den ganzen Menschen in Anspruch nimmt, so ist der Nutzen des Turnens auch für Bauernkinder wohl jedem einleuchtend. Die Kinder müssen am Sonntag ausruhen, ist eine betrübende Einwendung gegen meinen Vorschlag. Man gehe einmal an einem schönen Sommersonntag das Land auf und das Land ab; kaum ein Dorf wird man finden, wo Kinder schlafen und ausruhen; sie machen während der Woche bei ihren Arbeiten noch keine so großen Anstrengungen, daß sie am Sonntag sich erholen müßten und müßig sein könnten. Im Gegentheil, überall wird man finden, daß sie freiwillig irgend etwas treiben, wobei auch körperliche Anstrengung ist, ja an manchen Orten unternehmen sie von sich aus gewisse gymnastische Uebungen, wie Schwingen, Klettern, Fingerziehen, Gewichte lüpfen u. s. w. Was wäre denn natürlicher und zweckmäßiger, als wenn man diesem Hang der Jugend für allerlei körperliche Uebungen zu Hülfe käme, daß man dieselben vermehrte, die zu gefährlichen verbannte und so der Jugend ein angenehmes, unschuldiges und nützliches Vergnügen zugleich bereitete?

Wer mir noch nicht glaubt und meint: alle diese gymnastischen Künste nützen zu nichts als die Glieder zu zerbrechen und junge Waghälse zu machen, dem antworte ich: Es kann freilich dabei zuweilen ein Unglück geben, wie in tausend andern Fällen. Sobald man aber die Jugend nicht sich

selbst überläßt, sie auf allfällig Gefährliches aufmerksam macht und sie von halsbrechenden Sachen abhält, so kann man gerade dadurch manchem Unglück vorbeugen und die Gefahr ist so klein, daß sie neben den Vortheilen dieser geregelten Uebungen keine Beachtung verdient. Ich kann da wieder aus eigener Erfahrung reden. Als ich in meiner Jugend solche Künste vielleicht etwas zu kühn trieb, brach ich den Arm und nun verwünschte mein Vater die Turnkunst in alle Hölle hinab. Ich aber konnte das Ding nicht lassen. Ich schrieb mein kleines Unglück nicht dem Turnen, sondern meiner Unvorsichtigkeit zu und turnte nach meiner Herstellung fort. Daran that ich wohl; denn meiner dadurch erlangten Gelenkigkeit und Kraft verdanke ich es, daß ich noch etwas Brauchbares schreiben kann. Ohne meine Schuld fiel ich einmal von dem Gipfel eines hohen Baumes; zu äußerst an einem weit hervorragenden Aste konnte ich mich glücklicher Weise fest halten; aber unter mir in einer Tiefe von mehr als 30 Fuß war ein großer Graben mit Steinen angefüllt; niemand war bei mir; da würde ich gewiß ein schauerliches Grab gefunden, oder doch Arme und Beine zerschmettert haben, wenn ich in meiner Jugend nicht gelernt hätte, mich mit Leichtigkeit über ein Seil, eine Stange oder auch einen Baumast hinaufzuschwingen. Daß hier und da Einer Mißbrauch von der Turnkunst macht und ein Waghals wird, der sich unnöthiger Weise in große Gefahr begiebt, das kann man dem Turnen eben so wenig zur Last legen, als die Frömmelei der Religion. Die schlimmen Folgen aus dem Mißbrauch einer Sache haben nichts zu sagen gegen den Werth derselben Sache.

Wenn man endlich sieht, wie viele unsrer jungen Leute Gesundheit und Stärke durch frühe Wollust, durch den Genuß gebrannter Wasser verlieren, wie viele durch Mangel an zweckmäßigen Leibesübungen einen unförmlichen Wuchs erhalten, — wird denn nicht jeder wahre Vaterlandsfreund innig wünschen und sein Möglichstes dazu beitragen, daß alle Anstalten zu Stande kommen, wodurch unsre Jugend gesund, rüstig, muthig und stark wird und bereit zu jeglichem gerechten Kampf für des Vaterlandes Ehre, Freiheit und Unabhängigkeit? —

(Schluß folgt.)

Naturgeschichte der einheimischen Vögel

(Fortsetzung vom vorigen Jahre.)

Schwimmvögel.

2. Solche, die einen breiten Schnabel haben.

Der Schwan. Der Schnabel hinten und vorn gleich breit, die Wurzel höher, an der Spitze ein stumpfer, breiter Nagel, der Hals sehr lang, die Füße sehr breit, mit einer freien Hinterzehe. — Der Schnabel schwarz, hinten gelb, der Körper der alten weiß, der jungen grau. Er erscheint nur hier und da auf unsern Seen im Winter.

Enten gibt es gar vielerlei, und wir nennen nur die wenigsten, da doch manche selten in unsere Hände kommen. Die gemeine wilde Ente gleicht völlig der grauen, zahmen Hausente, und diese stammt von jenen her. Sie ist das ganze Jahr hier, und brütet auch hier an Bächen, Flüßen und Sümpfen. Sie fressen Wasserpflanzen, Getreide, Schnecken, Würmer, In-

sekten, und sehr gerne Eicheln, so daß sie weit hin auf das Land fliegen, um diese zu finden. Die Hausenten sind gut zu unterhalten, da sie fast alles fressen was man ihnen gibt, doch sollten sie immer einen Weiher oder eine große Gülle haben zum Baden. Im Krautgarten kann man sie dann und wann mit Nutzen lassen; sie scharren nicht wie die Hühner, räumen aber auf mit Schnecken, Würmen, Graswürmen u. dgl. Da sie oft schlecht brüten und von den Eiern weglaufen, so läßt man ihre Eier lieber von einem Huhn brüten. Sie legen aber nicht wie die Hühner regelmäßig in ein Nest, sondern nachlässig oft nur am Bord des Weihers und dergleichen. Da muß man den Krähen aufpassen, welche die Eier gleich wegholen. Findet man solche von wilden Enten, so kann man sie wohl von einer Hausente oder einem Huhn ausbrüten lassen. Aber diese Jungen fliegen, sobald sie erwachsen sind, bei der ersten Gelegenheit mit einem Trupp wilder Enten davon, wenn man ihnen nicht hart die Flügel stutzt. Sie nützen durch ihre Eier, ihr Fleisch und ihre Federn, die aber nicht so flaumig sind als Gänsefedern.

Die Pfeifente, besser bekannt unter dem halb französischen Namen, große oder doppelte Sarselle. Der Schnabel ist klein, blau, vorne schwarz, die Stirne weiß, Kopf und Hals braunroth, der Rücken schwarz und weiß gewellet; das Weibchen und die Jungen haben, wie alle Enten, viel bleichere minder schöne Federn.

Die Knäckente, Kläfeli, Sarselle, hat über den Augen einen weißen Strich bis an die Seiten des Halses hinab; Scheitel dunkelbraun, Kehle schwarz, die Achselfedern lang, schwarzgrün, in der Mitte weiß. Sie brütet bisweilen hier im Lande.

Es folgen nun die Gänse. Sie sind größer als die Enten, und ihre Füße stehen in der Mitte des Körpers, und nicht weiter hinten wie bei den Enten, sie sind auch mehr auf dem trockenen Lande als im Wasser.

Die Graugans ist die Stammmutter der Hausgans. Der Schnabel orangegelb, der ganze Körper braungrau, die Füße fleischfarb. Diese Gans wird nur selten auf dem Durchzug angetroffen. Bekannter ist die Schneegans, Saatgans. Der Schnabel ist hinten und vorne schwarz, in der Mitte orangengelb (d. i. rothgelb) an der Stirn einige weiße Flecken; der Unterrücken schwarzgraubraun. Diese Gans zieht im Herbste in großen Schaaren durch unser Land; dann und wann lassen sie sich nieder, und leben von junger Saat, die sie unter dem Schnee suchen. Ist der Nebel dicht, und sie werden aufgestört, so gerathen sie in Verwirrung bis sie die Höfe gewonnen haben und ihre Richtung wieder finden. „Säg mir, Bet, wie mästet me d'Gäns am beste? „Jä verzieht, Mutter „Chorrichtere, i bi froh wen i selber gnue „ha, üserein mästet weder Hühner no Gäns.“

Eine Art Vögel erscheint noch auf unsern Seen, die gemeiniglich auch Enten genannt werden, aber einen rundlichen Schnabel und nicht einen breiten Entenschnabel haben. Die Gelehrten nennen sie Säger, unter unsern Landleuten heißen sie Seekatzen, kommen aber seltener in die Hände.

Wir machen den Schluß mit einem seltenen, merkwürdigen Vogel, dem Pelikan oder Kropfgans. Der Schnabel ist lang, breit und hat einen Hacken. Am

Unterschnabel hängt ein Sack, der hellgelb ist, die Federn sind rosenfarb, die Schwimmfüße fleischfarb, er ist 5½ Fuß lang, und die Flügel ausgespannt 11 Fuß. Er frißt Fische, schickt sie aber immer den Kopf voran den Hals ab. Von ihm hat man gefabelt, er beiße sich selber die Brust auf und nähre seine Jungen mit seinem Blute. Die Sache ist aber so: er trägt den Jungen die gefangenen Fische in seinem Sacke zu, und wenn diese gebissen werden, so kann der Sack wohl blutig werden. — Er erscheint selten in unserm Lande.

(Schluß folgt.)

Ueber das Rauchen.

Ein junges Mädchen zog in Gegenwart mehrerer Herren gegen das Rauchen los, „besonders die Cigarren sind schädlich, sie verkürzen das Leben." — „Pah, ich habe einen Onkel, welcher den ganzen Tag raucht und sich so wohl wie ein Fisch befindet, er ist schon 70 Jahre." — „Er wäre jetzt schon 80, wenn er nicht rauchte," fiel das Mädchen lebhaft ein.

Randglossen.

Gewisse Freunde sind wie neue Kleider, wenn man sie angezogen hat, äußern sie erst ihr Anliegen, das uns sehr oft beengt! —

Das treue Herz einer Geliebten gleicht der Flamme einer feinen Wachskerze, sie brennt ruhig fort bis ans Ende, ohne daß man sie viel putzen darf. —

Liebe und Freundschaft dünkt Vielen ein Räthsel, d'rum lösen sie beides so schnell wieder auf. —

Abwehr.

Bei Tafel stieß ein Kellner einen Fremden mit der Schüssel; „Ochse", rief der Getroffene zornig aus. „Verzeihen Sie," entgegnete der Diener, „es kommt ja wohl vor, daß einer den andern stößt."

Weisheit.

Einem König wurde das stattliche Grabmal eines Edelmannes gezeigt, welcher gegen ihn rebellirt hatte. Als man ihn fragte, ob es zerstört werden solle, sagte er: „Nein, nein! ich wollte, daß alle meine Feinde so schön begraben wären!"

Verreden.

Ein Schauspieler erblickte in einer Scene, wo ihm fremde Zeugen nicht erwünscht waren, plötzlich seine Tante, und sollte nach dem Texte seiner Rolle ausrufen: „O Himmel, meine Tante." Unglücklicherweise rief er statt dessen aus: „O Hammel, meine Tinte!" Vor dem ungeheuern Gelächter der Zuhörer zog er sich verblüfft zurück.

Gut so.

Ein deutsches Zeitungsblatt erzählt folgenden ergötzlichen Auftritt: Zu Baron Rothschild kam ein großthuender, von seiner hohen Würde sehr eingenommener Commerzienrath aus einem kleinen Ländchen. Rothschild wollte erst noch einen Brief fertig schreiben und bat deßhalb den eingetretenen Commerzienrath, sich einen Stuhl zu nehmen. Dieser aber sah darin eine Vernachlässigung und eine Mißachtung seiner Würde, und fragte daher den Millionär, ob ihm nicht gemeldet worden, daß er der Commerzienrath C. sei, worauf Rothschild, ruhig fortschrei-

bend, letzterm zurief: „Nun, dann nehmen Sie sich zwei Stühle!“

Das erste Examen.

Offizier. „Nun sag mir einmal, was thust du, wenn du vor der Hauptwache auf Posten stehst und ein Stabsoffizier kommt vorüber? — Rekrut. Dann rufe ich heraus! — Offizier. Und wie benimmst du dich, wenn Abends ein Trupp Betrunkener vorbeikommt? — Rekrut. Dann rufe ich auch heraus! — Offizier. Warum denn? Rekrut. Weil ein Stabsoffizier dabei sein könnte!“ —

Die Wette.

Ein Einäugiger wettete mit einem Menschen, der ein gutes Gesicht hatte, daß er mehr sähe als dieser. Sobald die Wette von dem Letztern angenommen war, sprach der Einäugige: „Ich habe gewonnen, denn ich sehe an dir zwei Augen und du siehst an mir nur eines.“

Ein sonderbares Examen.

Lehrer: Was für ein Redetheil ist das Wort Ei?“ Knabe: „Nennwort.“ Lehrer: „Welches ist sein Geschlecht?“ (Knabe verblüfft): „Das kann ich nicht sagen.“ Lehrer: „Ich meine, ist das Nennwort ein Masculinum, Femininum oder Neutrum?“ „Knabe: „Das kann ich erst sagen, wenn es ausgebrütet ist“

Bescheidenheit im Bitten.

König Ludwig XI. von Frankreich lag sehr krank darnieder und ließ ein Kirchengebet aufsetzen, worin man Gott um Wiederherstellung seiner Gesundheit anrief. Der Verfasser gedachte zugleich des Heils der Seele. „Streicht dies weg,“ sagte der König, „wir müssen nicht so viel auf einmal bitten!“

Vortheilhaft.

Jemand fragte einen Musiklehrer: „Wie viel zahle ich Ihnen monatlich für den Unterricht?“ — Jener antwortete: „Für den ersten Monat vier, für die folgenden Monate aber nur drei Thaler.“ „Nun,“ sagte der Fragende, „so wollen wir gleich mit dem zweiten Monate anfangen.“

Geister citiren.

Einem Fürsten wurde gesagt, daß ein Geistlicher in einem nahe gelegenen Dorfe Geister citiren könne. Bei einem Spazierritte begegnete er diesem Geistlichen und redete ihn an: „Ei, ist es wahr, daß Er Geister citiren kann?“ „Ja, Euer Durchlaucht, aber sie kommen nicht.“

Das Tagewerk.

Jakobli sah, daß sein Vater die Mutter alle Tage prügelte, und glaubte zuletzt, dies gehöre mit zur Tagesarbeit. Als nun einmal der Vater des Abends, ehe er zu Bette ging, fragte: „Es ist doch Alles verrichtet worden, was heute hat geschehen sollen?“ antwortete Jakobli: „Nei Vater, d'Mueter het no keini Schläg übercho.“

Rechte Entfernung.

„Wie ist das, Peter, daß Ihr immer im Wirthshause zu finden seid?“ „Das will ich Ihnen sagen, Herr Vikar: meine Frau ist erschrecklich garstig in der Nähe, aus der Entfernung betrachtet aber leidlich, nun habe ich herausgefunden, daß dieß Wirthshaus ge-

rade die rechte Entfernung hat, um sie sogar schön zu finden, und darum sitze ich alleweile hier."

Noch lieber.

Als Jemand in einer Gesellschaft sprichwörtlich bemerkte: es gehe doch nichts über ein Glas Wein, so sagte Einer ganz trocken: „Eine Bouteille ist mir doch lieber."

Ein Stellvertreter.

Ein Dienstmädchen wurde beim Wasserholen am Brunnen von ihrer Freundin gefragt, ob ihr Liebhaber sie gestern besucht habe, worauf sie antwortete: „Ja wohl, aber er selbst war es nicht, er hatte einen Andern von seiner Compagnie geschickt."

Unterschied.

Man fragte: „Welcher Unterschied ist zwischen einem Pastor und einem Arzt?" und die Antwort war: „Der Pfarrer baut den Acker Gottes, und der Doktor den Gottesacker." —

Große und kleine Ohren.

Ein naseweiser junger Mensch verspottete einen Juden wegen der Größe seiner Ohren. „Ich kann es nicht läugnen," versetzte dieser, „daß sie für einen Menschen zu groß sind; aber Sie werden auch zugeben, daß die Ihrigen für einen Esel zu klein sind."

Passendes Kirchenlied.

Ein Gutsbesitzer, der all sein Holz hatte abtreiben lassen, um baares Geld daraus für seine Bedürfnisse zu lösen, verschied. Da veranstaltete sein Bruder die feierliche Absingung des bekannten Kirchenliedes an seinem Grabe: „Nun ruhen alle Wälder u. s. w."

Die genaue Rechnung.

Ein reicher Mann, der sein Haus ausbessern ließ, sah bisweilen nach. Eines Tages bemerkte er eine Anzahl Nägel auf der Erde umher gestreut und sagte daher zu einem in der Nähe arbeitenden Zimmermann: „Warum hebt ihr aber diese Nägel nicht auf, sie werden gewiß verloren gehen." „Ach nein" — erwiederte der Angeredete, „Sie werden dieselben alle auf der Rechnung finden."

Die deutliche Schrift.

Dem alten Dessauer (Leopold von Dessau) brachte ein Adjutant einen schriftlichen Befehl wieder, der ihm von demselben ertheilt worden war und den er trotz aller Mühe nicht entziffern konnte. Der alte Dessauer sah lange sein Geschriebenes an, konnte es aber ebenfalls nicht herausbringen und gab es endlich dem Adjutant wieder, indem er sagte: „Aber Schwerenoth, ich hab's auch nicht geschrieben, daß ich es lesen soll, sondern Ihr."

Mißverständniß.

Ein Landgeistlicher besuchte einen sehr harthörigen kranken Bauer, um ihn zum Tode vorzubereiten, und hielt über den Text: „Es ist ein alter Bund, Mensch, du mußt sterben!" eine erbauliche Anrede. Als der Geistliche fort war, besuchte den Kranken ein Nachbar und fragte: „Was hat dir denn der Pfarrer zum Troste gesagt?" „Ach," erwiederte der Bauer, „einen schönen Trost hat er mir gegeben, er sagte, ich wär' ein alter Hund, ich müßte sterben!"

Unnöthiges Lügen.

Zwei Bauern kamen zu einem Advoka-

ten, um einem Prozeß anhängig zu machen. Der eine trug die Sache vor und ließ mitunter Unwahrheiten einfließen, worauf ihm der andere mit den Worten einfiel: „Hör', lügen mußt du nicht; er wird schon nachher eine Lüge hineinmachen, wo eine hingehört!"

Aus den Eingeweiden.

Ein Knabe, der mit Geld gespielt hatte, verschluckte unvorsichtiger Weise ein Stück davon. Darob war nun großes Zettergeschrei von allen Vettern und Basen; wie sollte man das Geldstück wieder heraus bekommen? Da sagte ein Pfiffikus: „Wißt ihr was? Laßt den Steuereinnehmer holen, wenn das Geld je heraus zu bekommen ist, so kriegt's der heraus!"

Keine Regel ohne Ausnahme.

„Aber Sämi" — sagte ein Handlanger zum andern: „Du bist ja heute schon halb besoffen, und zu mir sagst du, du trinkest in der Regel nie Schnaps." — „Nu, das will ich dir sagen," antwortete der Andere, „ich trinke in der Regel nie Schnaps, aber ich mache alle Tage eine Ausnahme. Keine Regel ohne Ausnahme."

Naive Frage.

Der Vater eines Studenten verwies seinem Sohn eine Unschicklichkeit und sagte: „Was soll das bedeuten? Hast du mich so etwas thun sehen, als ich noch in deinem Alter war?"

Große Eile.

Ich komme, sobald ich kann," versprach ein junges Mädchen seiner Freundin. „Ach," ruft ihr diese nach, „komm' noch ein wenig früher."

Militärisches.

Korporal. „Wenn der Soldat im Wirthshaus Streit bekommt, so hält er sich zurück, trinkt ruhig sein Bier aus und geht. Hast du's gehört? Was thust du, wenn du mit einem Streit bekommst?" — Rekrut. „Ich trinke ruhig sein Bier aus und gehe."

Wohlfeile Fußreise.

In einer Gesellschaft wurde von Jemand die Behauptung aufgestellt, daß er mit 200 Franken eine Reise nach Amerika machen wolle. „Ja," erwiederte ein Anderer, da mußt aber zu Fuß hinreisen."

Abgezogen.

Ein Dienstmädchen, welches vergangene Lichtmeß ihren Dienst mit einem andern vertauschte, schickte eine Freundin zu ihrer alten Herrschaft und ließ sich ihre Effekten ausbitten. Die Gute erschien und verlangte die Kleider der abgezogenen Köchin."

Eine Dorfgeschichte.

Eine Bauersfrau erzählte ihrer Nachbarin, wie sie es gewöhnlich anstelle, wenn sie in der Stadt ihr Gemüse, Zwiebeln ꝛc. verkaufe, und wie sie die „dummen Stadtleute" immer so zu beschwatzen verstünde, daß sie oft einen doppelten und dreifachen Nutzen löse. — „Wers glaubt," antwortete die Nachbarin, „die Stadtleute werden nach und nach so gescheidt wie unsereins."

Fromme Geographie.

Abraham a Sancta Clara, der berühmte Prediger, sprach einst folgende Worte an seine Zuhörer: „Der liebe Gott ist mit seiner Hülfe nicht alle Zeit von Eilen-

burg, sondern auch von Wartenberg; daher sollen wir in unserm Gebete Fürsten von Anhalt sein, und keine Meinungen haben als Gottes Gnade. Wenn uns nun auch die Vorsehung über Kreuznach, Bitterfeld und Dornburg führt, so müssen wir nicht verzagen, sondern unsern Glaubensblick himmelwärts auf Freudenstadt richten, wohin wir aber nicht gelangen, wenn wir uns in Weinheim und Spielberg gar zu wohl sein lassen, oder in Frauenfeld ungebührlich verweilen."

Große Vorsicht.

Ein Bauer verklagte einen andern einer Schuld wegen und zeigte dem Richter den Schuldschein vor. Der Richter besah ihn, merkte, daß er auch auf der Rückseite eine Abschrift hatte, und fragte den Bauern, was dieß zu bedeuten habe? Der Bauer antwortete: „Ich fürchtete, der wirkliche Wechsel könne mir verloren gehen, da hab' ich mir ihn auf der Rückseite abgeschrieben."

Das lästige Fragen.

Ein kleiner Knabe bat seinen Vater, ihm einen andern Lehrer zu geben. „Was hast du gegen diesen Lehrer einzuwenden?" fragte dieser. — „Weil er nichts kann," erwiederte der Knabe. „Wie kannst du so etwas behaupten," fragte der Vater. — „Ja sieh', lieber Vater," versetzte der Knabe, „der Lehrer fragt erst mich um Alles, und leider weiß ich es gewöhnlich auch nicht."

Der kluge Bediente.

„Wenn Herr N. kommt," befahl ein Geschäftsmann seinem Bedienten, „so sage ihm, daß ich ihn Nachmittags um 3 Uhr zu sprechen wünsche." — „Gut, aber was soll ich denn sagen, wenn er nicht kommt?"

Der bequeme Briefsteller.

„Herr," sagte ein Knecht aus einem Dorfe zum Stadtschreiber, der eben mehrere Briefe um sich her liegen hatte, „meine Mutter will, daß ich ihr zuweilen Briefe schicke; könnten Sie mir nicht einige schenken, die Sie nicht mehr brauchen?"

Scheidungsgrund.

Ein betrunkener Kesselflicker kam zu einem Prediger und sagte: „Herr Pfarrer, ich will mich scheiden lassen!" — „Warum denn?" Ja meine Frau trinkt zu viel Schnaps." — „Zu viel Schnaps?" fragte verwundert der Prediger, „und darüber beklagst du dich, der doch täglich betrunken ist?" Eben darum," antwortete der Kesselflicker, „eins muß doch in der Familie sein, das nüchtern ist."

Werth des frühen Aufstehens.

Ein Vater ermahnte seinen Sohn, früh aufzustehen, und erzählte eine Geschichte von einer Person, welche früh eine Börse mit Geld gefunden habe. „Ja," sagte der Knabe, „die Person, welche das Geld verloren, ist aber noch früher aufgestanden."

Der kluge Wegweiser.

Vor nicht gar langer Zeit befand sich in Böhmen ein Meilenstein mit der Aufschrift: „bis Friedland 6 Stunden; wer aber nicht lesen kann, gehe nur in das Dorf links, allwo man ihm schon zurechtweisen wird."

Guter Trost.

Ein siebenzigjähriger Dieb wurde auf der

That ergriffen und in's Gefängniß geführt. Der Schließer zeigte einiges Mitleid mit dem unglücklichen Greise, der nun den Rest seiner Tage im Strafhause werde zubringen müssen. — „Ich bin nicht so unglücklich als ich scheine," erwiederte der Dieb, „denn es ist das erste Mal, daß ich arretirt werde, und ich stehle schon seit länger als fünfzig Jahren."

Schollenhans und Grünjoggi.

(Mit einer Abbildung.)

„Weißt Du was Hans," sagte Grünjoggi zu seinem jungen Freund, den er schon früh zu allen Bubenstückchen angeleitet hatte, als er noch bei seinem Vater sel. diente, „Gieb Du mir das Ching, d's Styni, mi Frau, „nimmts ungfragt zu ihrer Einsamkeit. Wyt „eweg wohne mer ja, u jitzt regiere grad „d'Kindeblattere in üser Gegni, wer weiß, „es butzt's öppen oh u de theile mer z'säme." Scholle-Hans wollte es anfangs ein wenig „gruusen" vor dem ruchlosen Anschlag auf das Leben des vierjährigen Kindes, für dessen Versorgung er vom sterbenden Vater 30,000 Franken erhalten hatte. Noth trieb ihn keine, denn er war reich und hatte erst vor Kurzem noch mit seinem Eisi den prächtigen Schollenhof „erwybet;" allein je mehr er bekam, desto mehr begehrte er. Als daher Grünjoggi, dem er die Höhe der Summe verschwieg, vorgab, er wolle sich aus Freundschaft mit einem Kostgeld von 200 Fränkli begnügen, übergab er ihm das Waisli und lachte noch ins Fäustchen über das profitable Händelchen. Aber dießmal sollte Schollenhans die Rechnung ohne den Wirth gemacht haben.

Schon wenige Wochen darauf kündete sich Grünjoggi abermals auf dem Schollenhof und berichtete Hans kurz weg den nun wirklich erfolgten Tod des Kindes an den Blattern, worauf dieser sehr erschrack, was Grünjoggi nicht entgieng. Bis jetzt hatte Schollenhans in seinen gemeinschaftlichen Geschäften mit Grünjoggi seinen Namen pfiffig zu vertuschen gewußt, so laut auch seine Thaler darin klingelten; auch war er so glücklich gewesen, die dunkeln Gerüchte und unbescheidenen Fragen über das Verschwinden des Kindes seines Geschäftsfreundes durch sein Ansehen bald zum Schweigen zu bringen — allein mit zwei andern gieng das nicht so leicht: mit seinem Gewissen und mit Grünjoggi, seinem Mitwisser. Diesen beiden fühlte er sich von nun an unabweisbar verfallen und ward auch von Stund an seines Lebens nie mehr ganz froh, ungeachtet seines Reichthums.

Ein Herz wie Schollehansen's bricht indessen ein böses Gewissen nicht so bald zusammen und so treffen wir ihn denn, trotzdem und trotz aller Brandschatzungen von Seite Grünjoggi's, zwanzig Jahre später noch am Leben an und zwar, als Vater einer achtzehnjährigen Tochter, bei seiner Frau im Wohnzimmer. „A bah! chum mer nit geng „mit dem Bankert, I thues nit u somit „Punktum!" — mit diesen Worten hören wir ihn seine Frau anfahren, die ihm wieder einmal die Heirathswünsche ihres Meyi's vorbringen wollte. „Er ist kei Bankert, „schnäutzte Eisi wieder, e hauptbrave Bursch „ist der Boldi, dä d's Stini, wo doch nume „si Pflegmutter isch, uf de Hände treit, besser „as mänge schlechte Suhn si libhaftigi Mut„ter." — „Miera so trag er sie, die Bagasch „ist liecht gnug derzu, die Hergloffeni," — brummte Schollenhans vor sich hin. Das

war aber stärker als Eisi: mit einem Sprung fuhr sie vom Spinnrade auf, die Kunkel umrennend, die im Fallen den Schollenhans mit der Spitze über das ganze Gesicht herabschlug und ihn übel zurichtete. „Was? Bagasch? „— (schrie sie) — Es gscheht der Recht! Du „bist doch geng der Wüstist! u Hergloffeni? „Ja wolle! me muß doch wo her cho, wenn „me nit sir Lebtig uf der gliche Chühweid blibe „cha, wo me ist gworfe worde, wie Du u „Dinergattig! — Aber wart! I ha wieder „e Vogel g'höre pfiffe! Du wirst scho no „murbe!" — Das war nun auch für Schollenhans genug, allein er schwieg, spie in sein Nastuch, wusch sich damit vor dem Spiegel das Blut von Stirn und Backen und trollte sich zum Hause hinaus, dem Sternen zu.

Bald darauf kam Meyi in hellen Thränen aus dem Nebenstübli zur Mutter herein und wollte sterben vor Verzweiflung. Allein diese meinte, so weit wären sie jetzt gerade noch nicht und tröstete Meyi mit einigen ihrer derben Haussprüchlein, wie z. B.: „Wer noh hüüle cha, wie Du, het emel der „Chopf noh" und „Der Letscht het noh nit „g'schosse" u. dgl. — Denn Scholleneisi war zwar eine handfeste Frau, die selbst ihrem Hans die Stange hielt, hatte aber Kopf und Herz auf dem rechten Fleck und Meyi liebte sie mit vollem Vertrauen. Als man darnach zu Nacht gegessen und die Dienste in ihren Gaden waren, hörte man draußen vor den Fenstern der Wohnstube, wo Mutter und Tochter noch spannen, ein wohlbekanntes Zeichen, worauf Meyi krebsroth wurde und Scholleneisi vor das Haus gieng. Nach einer kurzen Weile kam sie wieder und führte ihr Meyi an das äußerste Ende des Gartens. Dort durfte Boldi mit ihr zusammen kommen, aber nie anders als in Gegenwart der Mutter und er mußte außerhalb des Haages stehen bleiben, denn diese hielt gewissenhaft auf die Ehre ihrer Tochter. Da hörten sie denn von ihm eine gar seltsame Geschichte:

Styni's Mann, der Grünjoggi, war diesen Abend nach eingebrochener Nacht auf einmal in Schellenwerker-Kleidung zu ihnen in's Zimmer hineingestürzt und hatte in äußerster Angst andere Kleider verlangt. Baldi, der ihn seit seinen Kinderjahren nicht wiedergesehen, erkannte ihn nicht; die Mutter aber erschrack anfangs sehr, faßte sich jedoch schnell und half ihm Baldis älteste Kleider anziehen, dann schnitt er sich noch hastig ein Stück Brod ab, steckte es sammt dem Messer zu sich und verschwand. Kaum war er fort, so kamen ein Herr und zwei verkleidete Landjäger ebenfalls zu Styni, begrüßten es und Boldi freundlich und fragten erst Styni über mancherlei aus vergangenen Zeiten aus, wobei es endlich Boldi klar wurde, daß man Styni's Mann Grünjoggi sagte. Sie gab über alles aufrichtig und unerschrocken Antwort, zeigte den Herren die Schellenwerkerkleider und daß das Brodmesser verschwunden sei; Einer schrieb alles in seine Brieftasche. Dann kam das Verhör an Baldi, der verwies die Herren aber an Styni, welche auch alles der Wahrheit getreu zu Protokoll gab. Nach ihren Aussagen ward ihr Baldi, als ein vierjähriges Bubli, vor etwa 20 Jahren, von ihrem Manne des Nachts in's Haus gebracht worden, als gerade die Kinderblattern im Grünboden regierten, wo sie damals wohnten; wurde auch davon befallen, aber mit Gottes Wille und ihrer Pflege fast spurlos wieder befreit und wuchs, an Leib und Seele gesund, rasch zu einem kräftigen Buben heran, der ihr bei Schulmeister und Pfarrer nichts als Ehre

machte. Ihr Mann führte ein unstätes und gefährliches Leben, hatte stets Geld in Fülle, gab ihr aber nie einen Rappen, so daß sie sich und ihren Boldi ganz allein mit ihrer Hände Arbeit als Nähterin erhalten mußte. Als der Knabe 8 Jahre alt war, verschwand einst Grünjoggi plötzlich aus der Gegend, in Folge dessen Styni fort mußte und sich hier niederließ. Als Baldi herangewachsen war, hatten sie bereits etwas Erspartes und seither ein kleines Heimwesen gekauft und Gottes Segen gehabt, bis auf den heutigen Tag. Ueber Baldis Herkunft aber wußte Styni nicht das Mindeste, nur hoffte sie immer, ein Muttermahl an seinem linken Oberarme, in Gestalt von 3 blutigen Strichen, werde einst zu seiner Erkennung verhelfen, wenn es Zeit sei. — Der Polizeiherr ließ es sich zeigen, belobte die Styni ihrer Aufrichtigkeit wegen, that sehr freundlich mit Baldi und sagte im Weggehen zu Beiden, sie sollten nur reinen Mund halten, morgen werden sie schon etwas Neues vernehmen. Den einen Landjäger ließ er aber bei Styni zurück.

Wo war aber unterdessen Schollenhans? — etwa im Sternen? weit gefehlt! — Der Ort, wo er war, hatte keine Verwandtschaft mit den Himmelslichtern, nicht einmal mit den irdischen. Im Tiefengrund am Schwarzweyer unter den alten Weiden stand er mit seinem schlechten Gewissen — und ein noch schlechteres stand hart neben ihm — und das gehörte dem alten Grünjoggi, der ihm auf seinem Gang nach dem Sternen aufgelauert und ihn dorthin abseits geführt hatte. „Los „Hans, bsinn di nit lang, du bist fertig mit „dim Eimaleis; i wott nit vergebes 12 Jahr „im Zuchthuus gschmachtet ha, ohne Di z'ver„rathe; Gischt mer jitz nit, daß i ungsorget „über e Bach cha u däne lebe, so stell' i mi „wieder u schwätze, es cha mir nume nütze, „denn so ne Ma, wie Du eine vorstellst, wär „es gfundes Fresse für ne Untersuchigsrichter „— u wenn öppe gar der Baldi selber wieder „umechäm u Dir der Proceß thät mache? — „Was meinst Hans? schwätz doch — i bi „bressiert." — Schollenhans aber war wie versteinert, nur daß ihm der helle Schweiß über den ganzen Leib herabtroff und er an allen Gliedern zitterte. Als ihm aber Grünjoggi vor Ungeduld einen Stoß mit dem Ellenbogen versetzte, da fuhr Schollenhans auf einmal empor, wie ein angeschossener Eber, packte Grünjoggi jählings bei der Gurgel und stieß ihn mit aller Macht gegen den Weyer, um sich des gefährlichen Menschen ein für alle Mal zu entledigen. Allein Grünjoggi, längst schon auf derlei Scenen abgerichtet, sprang gewandt vom Borde weg und stieß Schollenhans rasch das entwendete Brodmesser bis ans Heft unter die Rippen, daß dieser ihn sogleich fahren ließ und mit einem entsetzlichen Schrei zu Boden sank. Im nämlichen Augenblicke, aber leider doch zu spät, erscholl ein Commando aus nächster Nähe: „Halt, oder du bist des Todes!" — Eine Blendlaterne öffnete sich hinter den Weiden hervor und Grünjoggi sah zwei Doppelläufe auf ihn angeschlagen. „Uf „d'Chneu nieder u d'Händ vor, oder mir gä „Füür!" — kommandierte es wieder, und da war es auch um Grünjoggi geschehen. Er fiel vor Schrecken zusammen und saß nach wenigen Minuten gefesselt auf dem Landjägerposten im Dorf oben. Schollenhans, den der Wachtmeister sogleich erkannt hatte, wurde, sammt dem blutigen Messer, auf einer Bahre nach seinem Hofe getragen, wo eine herzzerreißende Scene stattfand, wie sie sich Jedermann denken kann; seine letzten Worte

Schollenhans und Grünjoggi.

waren: „Oh Eisi! wie hest du Recht g'ha! — „aber i ha nüt dervo gha — Stynis — „Baldi." — Dann verschied er.

Die ganze Geschichte wurde nun vom Staatsanwalte auf das gründlichste untersucht. Scholleneisi und ihr Meyi hatten strube Zeit, fügten sich aber in alles, um sie nicht noch zu verlängern. So kam man endlich zum Schlusse und alles ergab sich noch über Erwarten günstig. Hans hatte sich in seinen Papieren vor jedem Verdachte einer Theilnahme an Grünjoggis Machenschaften sicher zu stellen gewußt und über das abgetretene Kind war alles, wie eine ganz unschuldige Versorgung durch Grünjoggi's Vermittlung, eingetragen; Tauf- und Heimathschein des Kindes waren in bester Ordnung und das Muttermahl als untrügliches Erkennungszeichen auf das genaueste beschrieben. Dasselbe stimmte auch mit dem des Baldi vollkommen überein. Die Posten für das Kostgeld waren bis vor zwei Jahren richtig eingetragen. Den Weg zu dieser Untersuchung hatte Grünjoggi, der, eines schweren Raubanfalles wegen, auf 20 Jahre in's Zuchthaus an die Ketten gekommen war, bereits verrathen, um seine Flucht zu erleichtern. Als man daher vollends bei dem verzeichneten Bankhause, wo zu Handen Schollenhansen's die bewußten 30,000 Frs. deponirt waren, diese Summe nicht nur gänzlich unangetastet, sondern im Laufe der Jahre um über das Doppelte vermehrt fand, da verzichteten die Gerichte auf jede weitere Verfolgung der für die unschuldigen Hinterlassenen ohnehin traurig genug verlaufenen Sache, — und Jedermann gratulierte dem allgemein beliebten Baldi zu seiner schönen Erbschaft.

Grünjoggi aber wurde von den Assisen ohne mildernde Gründe für schuldig erklärt, und erhielt auch bald nachher seinen verdienten Lohn unter freiem Himmel.

Ein Jahr nach diesen tragischen Ereignissen erhielt Baldi sein Meyi und zog nun mit seiner treuen Pflegemutter Styni auf den Schollenhof, wo er eine große Käserei errichtete; denn Eisi gab nichts aus den Händen, nahm aber Styni als ihre beste Freundin zur Gesellschaft in das Stöckli zu sich, von wo aus sie ihr Anwesen nach wie vor selbst regierte. Beide Mütter genossen noch mit ihren Kindern und Kindeskindern bis in ihr hohes Alter viele schöne Tage in Glück und Frieden und wurden neben einander zur Ruhe gelegt.

Originelle Zeitungsanzeigen.

„Nach langjährigen Erfahrungen und Vaterfreuden hat es dem unbegreiflichen Schicksal gefallen, meinen Mann und Schneidermeister beiderlei Geschlechts durch einen plötzlichen Schlagfluß bei vollkommen frischem Gesundheitssystem und geistiger Verrichtung in das Dasein eines bessern Jenseits herüber zu rufen. Kurz war sein Schmerz und lange währten meine Leiden und ich bitte daher die geehrten Kunden um stille Theilnahme, hintere Bleiche Nro. 801."

„Meine Frau ist heute Nacht mit zwei gesunden Knaben glücklich niedergekommen. Ich verbitte mir alle Beileidsbezeugungen und flehe um stille Theilnahme." O. W.

„Auf der hinteren Bleiche ist ein zwei Stiegen hohes Frauenzimmer (Frauen-Zimmer) mit oder ohne Möbeln zu vermiethen und sogleich zu beziehen."

„Vorige Woche habe ich meine Vermählung mit Fräulein Kunigunde S. S. gefeiert, was ich hiermit ergebenst anzeige, und ich empfehle mich bei dieser Gelegenheit meinen geehrten Gönnern ganz besonders in baumwollenen Unterhosen."

„Heute Morgen entschlummerte bei der vollkommensten Bewußtlosigkeit seiner Menschenwürde an dem hartnäckigen Dasein einer Leberverhärtung mein zweijähriger Trompetergatte im 6. Husarenregiment, an dessen Grabe eine elende Wittwe und zwei unsägliche Würmer ihren Schmerz aushauchen und um stille Theilnahme an dem Unfall ihres irdischen Mißgeschickes bitten."

In Leipzig zeigte der Wirth einer Restauration dem Publikum an, daß er wie bisher auch fernerhin warm speisen werde.

Ein Trödler (Grämpler) kündigte an: „Ich wohne seit Ostern mir gerade gegenüber und bitte um Zuspruch."

Als ein Menagerie besitzer in einem kleinen Städtchen mit seinen Thieren angekommen war, meldete er auf dem Anschlagezeddel unter anderem: „Das Nähere ist an der Kasse bei den wilden Thieren zu vernehmen."

Chinesisch.

Bekanntlich waren vor einigen Jahren französische Truppen in China. Eine Abtheilung derselben lag mit ihren Offizieren unter einem größern Zelt. Es befanden sich bei den Soldaten zwei Elsäßer, welche beide den Taufnamen Jean (Schang, Johann) trugen. Eines Morgens früh beim Erwachen fragte der eine den andern: „Schang, schin d'Sun scho?" — Der andere antwortete: „d'Sun schin scho lang, Schang." (Frage: „Jean, scheint die Sonne schon?" — Antwort: „Die Sonne scheint schon lange, Jean."). — Ein Offizier, dem diese einsyldigen, in näselndem Tone gesprochenen Worte ganz fremd und unverständlich waren, sprach zu seinem Kameraden: „Voilà ces coquins d'Allemands, ils ne sont que trois mois en Chine, et déjà ils parlent chinois." (Seht mir doch diese Teufelskerls von Deutschen; sie sind erst drei Monate in China und sprechen schon chinesisch!).

Der Komet.

Ein Herr erstaunte nicht wenig, als er seinen Bedienten spät Abends im Garten fand, als dieser eine Pistole über die Augen legte und gegen den Himmel schaute. Er fragte ihn: „Joseph, was thust du hier? Du willst dich doch nicht etwa gar erschießen?" — „O nein," antwortete der Bediente, „ich möchte nur den Kometen sehen, und da in der Zeitung geschrieben steht, man könne ihn nur mit bewaffneten Augen sehen, so habe ich Dero Pistole genommen."

Naive Antwort.

Ein sechsjähriges Mädchen wurde bei der Austrittsprüfung gefragt, welches Sakrament es für das nothwendigste halte. Mit bescheidenem Erröthen antwortete sie: „die Ehe!"

Am unrechten Ort.

Ein Bierwirth ging in die Kirche und schlief während der Predigt ein. Unglück-

licherweise ließ er sein Gesangbuch fallen, das noch auf alte Art gebunden und mit einem Schlosse versehen war, so daß es großes Geräusch verursachte. Halb im Schlafe rief er wüthend: „Nun gehst du augenblicklich aus meinem Dienst, Marie, schon wieder ein Bierglas zerschlagen!"

Trauernachricht.

Heute Morgen schied ins Land der Geister,
An der Schwindsucht unheilbarem Weh',
Mein geliebter Mann, der Schneidermeister
P...., im zwölften Jahre unsrer Eh'.
Alle, die den sel'gen eh'mals kannten,
Wissen wohl, was ich an ihm verlor.
Still zu trauern bitt' ich die Verwandten,
Mein Geschäft betreib' ich wie zuvor.

Der einzige Trost.

Der Pfarrer fragte ein an gefährlicher Krankheit darniederliegendes Mädchen: „Mareili, welches ist dein einziger Trost im Leben und im Sterben?" — „Dem Schloßbuur s' Peter," lautete die naive Antwort.

Die Bürgerwache.

In einer ehemaligen Reichsstadt zog die Bürgerwache auf die Wachparade. Der Offizier marschierte feierlich voran, die Wache, etwa 30 Mann stark, hintendrein. So ging der Zug die Hauptstraße hinunter. Auf einmal bog die Mannschaft rechts in ein Nebengäßchen ein; der Offizier aber, der dieses nicht merkte, immer im Wahne, daß seine Wachparade ihm folge, ging gravitätisch die Straße hinab, und schwenkte dann mit dem lauten Kommando: „Rechts schwenkt — marsch!" in eine Hauptstraße rechts ein. Hier traf er unvermuthet seine ganze Wachparade schon an Ort und Stelle „Potz, Bomben und Granaten, wo kommt ihr her?" fragte er verwundert. „Durch's Mariengäßel," antwortete einer, „es war uns um so viel näher."

Genaue Bekanntschaft.

In einer Pinte fragte ein junger Bursch den andern: „Hans, kennst du den Hubel-Peter?"

„Nein!"

„Aber d's Statthalter's Jakob kennst du doch?"

„Nei, da kenne-n-i de no ehnder der Hubel-Peter."

Aufgebundne Bären.

In einer Gesellschaft erzählte Jemand, daß in Polen die Bären sich ganz ruhig einschneien ließen und so überwinterten; da bemerkte ein Zuhörer ganz ruhig: „Ja wissen Sie, das sind eben nur solche Bären, die man einem aufbindet."

Verschiedener Gang.

Am langsamsten schreitet der Mensch vorwärts, am geschwindesten läuft er Gefahr, am spätesten lernt er in sich gehen.

Die Sprachlehre.

Ein Schulmeister wollte seinem jungen Zögling den Unterschied der Zeiten (Gegenwart, Vergangenheit, Zukunft) recht deutlich machen. Er trat daher vor ihn hin und sprach: „Merke auf, Friedrich, wenn du sagst: ich sehe einen Ochsen, wann siehst du dann den Ochsen?" — „Jetzt eben," erwiederte Friedrich ganz ruhig.

Der pfiffige Bauer.

„Je, du lieber Gott! welcher Mensch mag

wohl alle diese Verordnungen halten?" so sprach ein vornehmer Reisender, der in Ermanglung einer anderen Unterhaltung die in einer Dorfschenke aufgehangenen Edikte und Reglemente durchblätterte. — „Wer alle diese Verordnungen hält, mein Herr, das will ich Ihnen sagen," rief ein Bauer aus einem Winkel der Stube, wo er sein Morgenschnäpschen genoß, dem Fremden zu; „schenken Sie mir ein Glas Branntwein, und Sie sollen es erfahren." „Eure Bedingung sei Euch gewährt," sprach der Fremde. Jetzt nahm der Bauer schalkhaft lächelnd den Reisenden bei der Hand, führte denselben an den Ort, wo die Verordnungen hiengen und erklärte dem Aufmerksamen, indem er auf den Nagel zeigte, womit die Schriften an der Thüre befestigt waren: „Sehen Sie, dieser einzig hält die Verordnungen alle."

Eine fatale Verwechslung.

Ein Pächter kam zu seinem Gutsherrn, um seine Miethe zu bezahlen. Beim Eintritt in's Zimmer hielt er seinem Vermiether eine lange Litanei von Mißwachs, schlechten Zeiten, Viehseuche und Gott weiß was noch, mit der Erklärung endend, „daß er nicht im Stande sei, seine ganze Miethe von 2000 Fr. zu bezahlen und daß der Herr mit 1500 Fr. für jetzt zufrieden sein müsse. — „Nun, mein lieber Freund," entgegnete der Gutsherr freundlich, „geben Sie mir nur Ihre 1500 Franken her, ich will wegen des Fehlenden nicht drängen, obgleich ich Ihren Einwänden nicht viel Glauben schenken kann." Der Pächter zieht jetzt ein Päckchen Banknoten aus der Tasche und giebt sie seinem Herrn. Dieser zählt und zählt, endlich ruft er: „Aber Johann, das sind ja 4500 Franken und ich soll nur 1500 bekommen." „Verdammt," ruft der Pächter ärgerlich, „da habe ich in die falsche Tasche gegriffen, hier sind die 1500, diese 4500 wollte ich auf der Bank deponiren."

Die Wette.

(Mit einer Abbildung.)

Vierzig Stunden hinter Wien hauste ein ungarischer Graf, der so unflätig reich war, daß er gar nicht wußte, was damit anfangen und vor Langweile so erstaunlich gähnte, daß man ihm bis in den Magen hinunter sah. Einst saß er nun auch so da vor seinem Schlosse unter der Linde an der offenen Landstraße, als ein Kärntnerbauer vorbei fuhr und vor ihm respektvoll den Hut abzog. Das freute den Grafen, denn der Bauer gieng ihn nichts an, er war ein Freibauer und hätte auf der Landstraße auch ungegrüßt seinen Weg fahren dürfen.

„Bassamarämtedäm! schrie der Graf auf „Ungarisch, woher, wohin Nachbar? Ist er „denn so pressiert?" — Der Bauer hielt an und sagte: „Nicht sonderlich Herr Graf! „ich komme von Buda Pest und fahre nach „Gratz." Darauf sagte der Graf: „so steig er „ab und vertreibe er mir die Zeit, sie kömmt „mir ohnehin so lang vor, wie ein Bändelwurm." Dann pfiff er durch die Finger, daß ein ganzes Rudel von Bedienten und Stallknechten herbeigelaufen kam, denen befahl er sogleich das Gespann des Bauern abzuzäumen und sammt dem Wagen einzustellen und einen Flaschenkorb mit Tokayer herzubringen.

Als dieß geschehen, saßen nun beide zusammen, der Graf und der Bauer, und unterhielten sich munter und lachten und logen einander an, daß die Sonne darob

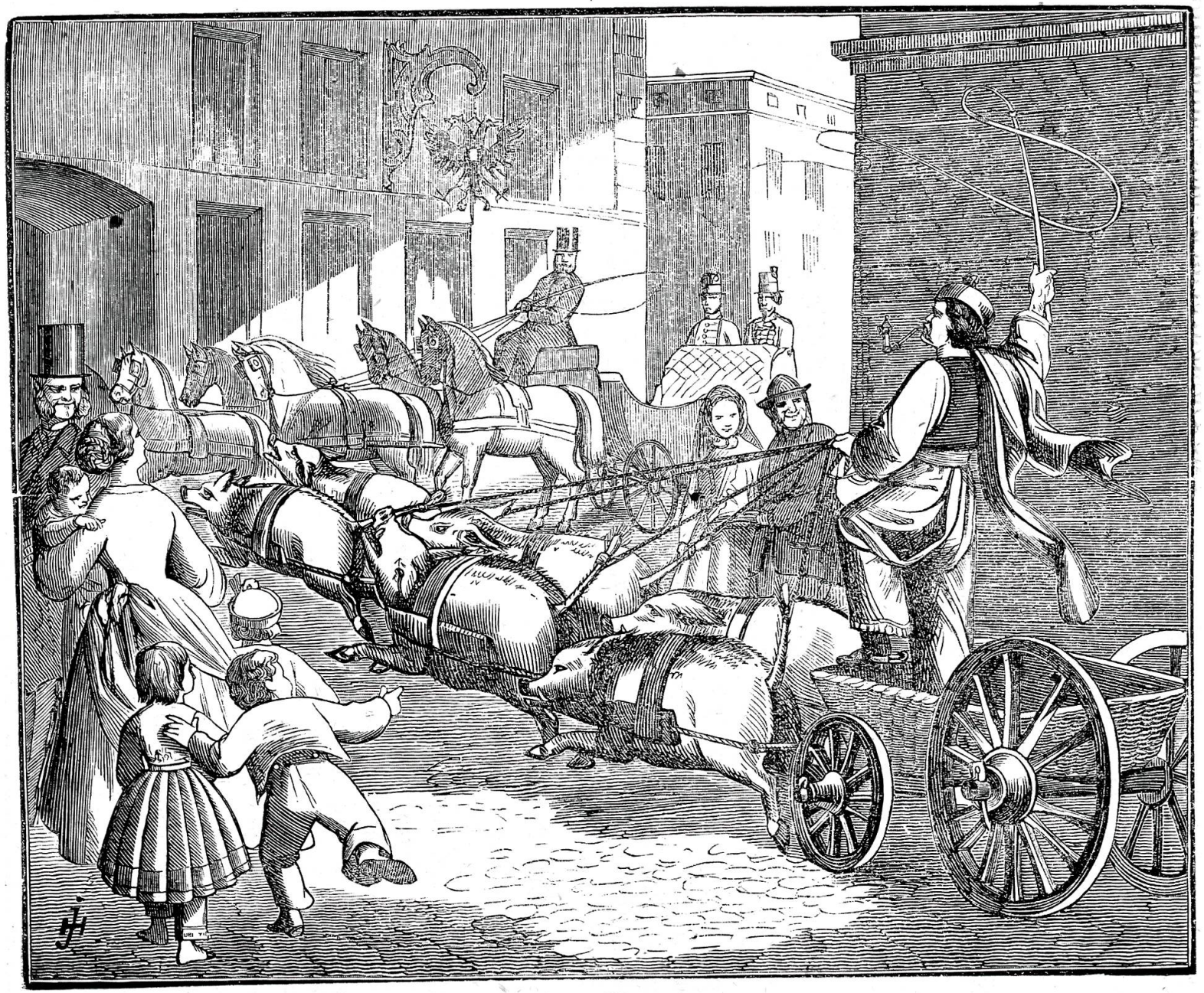
stehen blieb bis in die finstere Nacht hinein und stunden nicht eher auf, als bis ihnen die Wölfe an den Stiefeln zu kauen anfiengen. Dann giengen sie Arm in Arm in das Schloß hinein und tranken dort noch den Flaschenkorb leer, denn der Graf ließ den lustigen Bauer nicht fort, bis an den andern Morgen.

Zum Abschied zeigte der Graf dem Bauer noch seine Marställe. Der Bauer dankte fein höflich für die gastfreundliche Bewirthung und bat den Grafen, er möchte das Genossene auch recht bald bei ihm in Kärnten wieder einbringen, dort wolle er ihm dann auch ein Gespann vorführen, wie er in seinem Leben noch kein so seltenes gesehen habe, wenn er wolle, so gelte es eine Wette, Gespann um Gespann, wer das Seltenere bringe, der gewinne auch das andere. Der Graf schlug ein und versprach in Punkt 8 Tagen in Gratz einzutreffen. Wie der Bauer heim kam, fuhr ihn seine Frau grimmig an: „Rostkogschnorskoy kaufi" kreischte sie auf Kroatisch, denn sie war eine geborne Kroatin, hatte ihm aber das Vermögen gebracht, weßhalb er sich mehr von ihr gefallen ließ als es der Brauch war. Und das wollte sagen: woher kömmst du, du liederlicher Kerl? Sie war nemlich eifersüchtiger Natur und traute ihrem hübschen Manne nur halb bei seinen öftern Ausfahrten. Er aber nahm das nicht so übel, umklammerte sie mit seinen stählernen Armen, daß es krachte und küßte ihr den Zorn vom Munde weg. Als so der Hausfriede wieder im alten Geleise war, vernahm sie nun auch seine Erlebnisse und freute sich mit hellem Gelächter über die angeschlagene Wette.

Die andere Woche zur verabredeten Stunde fuhr richtig unser Graf in Gratz vom Wienerthor her mit sechs prächtigen Kohlfüchsen, glanzbraun wie Zobelpetz mit taubweißen Mähnen und Schweifen, über den Erzherzogenplatz dem Goldenen Engel zu. Etwas Selteneres von einem Gespann hatte man noch nirgends gesehen. Aber zu gleicher Zeit kam auf der andern Seite von der Kroatengasse her, unser Bauer in einem niederen Korbwägelchen, die lange Peitsche schwingend, in gestrecktem Galopp herangefahren, von einem ungeheuren Schwarm johlender Gassenbuben umgeben, vor denen der Graf das Gespann gar nicht erkennen konnte.

Erst als beide vor dem Goldenen Engel zusammen aufgefahren waren, sah der Graf zu seinem höchsten Erstaunen, daß der Bauer sechs ungeheure Mastsäue eingespannt und an den Schwänzen aufgezäumt hatte. Weil nämlich das Schwein stets das Gegentheil von dem thut, was man von ihm begehrt, so hatte der Bauer seine Säue so dressiert, daß, wenn er sie am Schwanz zog, sie vorwärts liefen, wenn er sie links zog, sie rechts hielten und wenn er sie rechts hielt, sie links zogen, so daß er mit diesem seinem Gespann so schulgerecht auffahren konnte, als des Grafen Hofkutscher mit seinen prächtigen Schweißfuchsen.

Da nun ein Gespann von Schweinen etwas selteneres ist als eines von Pferden, so hatte der Bauer die Wette gewonnen, und der Graf gab ihm lachend seine herrlichen Goldfüchse. Der Bauer aber traktierte nun den Grafen seinerseits im Goldenen Engel, ließ ihm seine Pferde gegen einen angemessenen Geldbetrag in baarem Gold, fuhr dann mit seinen Säuen wieder heim und Graf und Bauer blieben ihrer Lebtag gute Freunde.



Die Wette.

Alter Spruch.

Gott geb', daß ich lange leb',
Daß ich wenig hab' und viel geb',
Und viel wisse und wenig sag',
Und antwort nicht auf alle Frag'.

Der Nordwind.

Eine Gemeinde bat ihren Pfarrer, Gebete um Regen zu halten. — „Meine Kinder, für euch thue ich alles, aber ich fürchte, daß Gott euch nicht erhört, so lange wir Nordwind haben."

Der ehrliche Schulmeister.

Ein Schulmeister prüfte seine Kinder und stellte eine Frage, die keiner unter den Knaben zu beantworten wußte. Darauf befragte er ein Mädchen, das sogleich die Antwort hersagte. „Ich sage es oft," fuhr der ehrliche Schulmeister eifrig auf: „Ein Mädchen ist mir lieber als zehn Knaben."

Gut abgefertigt.

Ein junger und naseweiser Advokat befand sich einst mit einem Geistlichen in Gesellschaft und kam auf den unglücklichen Einfall, diesen zu necken. Unter anderm fragte er ihn: „Vorausgesetzt, Herr Pfarrer, die Geistlichkeit und der Teufel hätten einen Prozeß mit einander, welche Partei, glauben Sie wohl, würde gewinnen?" — „Der Teufel, das versteht sich, denn der hat die Advokaten auf seiner Seite."

Sehr unterthänig.

Ein Geschäftsmann begann seine Bittschrift an den Fürsten für einen Bauer also: „Eure Durchlaucht wollen sich in aller Unterthänigkeit die Nothdurft eines elenden Mannes gnädigst vortragen lassen."

Das Bombardement von Valparaiso und von Callao durch die Spanier.

(Siehe die Abbildung.)

Den 31. März 1866 fand als eine der unglücklichen Folgen des Kriegs zwischen Spanien und der Republik Chile in Südamerika das furchtbare Bombardement der großen Seehafen- und Handelsstadt Valparaiso durch die spanische Flotte, unter dem Admiral „Mendez Nuñez", statt, durch welches ein Theil jener Stadt zerstört und ein so ungeheurer Schaden an den Wohnungen und den Waaren der dortigen, meistentheils fremden Handelsleute verursacht wurde, daß ein Schrei des Entsetzens und der Entrüstung durch beide Welttheile, Amerika und Europa, erschallte, als man das Ereigniß vernahm.

Valparaiso ist eine am stillen Ozean gelegene, an einer sichern Hafen-Bucht, mit schroffen Ufern, im Halbkreis sich ausdehnende Stadt, die vor 60 Jahren noch ein aus hölzernen Schiffer- und Fischerhütten und Waaren-Schoppen bestehender Ort, und nur bekannt war, als Landungsplatz für den Verkehr mit dem einige Stunden weiter einwärts liegenden prächtigen und reichen St. Jago, Hauptstadt Chile's. St. Jago war ehemals, vor der Eroberung der Spanier, ein Sitz der gebildeten und kunstliebenden Inca's, der herrschenden und priesterlichen Kaste der dortigen gutgearteten Völkerschaften, welche die Sonne als Gott verehrten, gleich den Peruanern und wie diese viel Gold besaßen, was aber ihr Unglück war, indem es die Spanier anlokte, die nicht ruhten, bis sie beide Völker unterjocht, ausgebeutet und zum Theil ausgerottet hatten. Aber auch die spanische Herrschaft wurde von den Nachkommen der Eroberer selbst vereint mit den Eingebornen, in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunders, nach hartnäckigem Aufstand und Bürgerkrieg gebrochen und vertrieben. Beide Staaten erklärten sich zu Republiken, lagen aber stets in innern Kämpfen, bald wurden sie von Außen bedrängt. Peru gerieth vor kurzem in Händel mit dem alten Spanien, das

die Guano-Insel „Chincha" besetzte. Chile rüstete zum Beistand seiner Schwesterrepublik und verweigerte der spanischen Flagge die Ehre der ersten Salutierung. Der hochmüthige Spanier verlangte vergeblich Satisfaktion und Anerkennung des Vorrangs. Die Feindseligkeiten brachen aus.

Die kecken und etwas übermüthigen Chilenen, an ihrer Spitze der Präsident Perez und sein erster Minister Covarrubias, boten den Spaniern Trotz, rüsteten Kriegsschiffe aus, verfolgten und kaperten die spanischen Handels- und kleinern Kriegsschiffe, bis in fremde Häfen im atlantischen Meer und in den La Plata-Staaten, die sich indeß solche Besuche verbaten. So nahm die chilenische Korvette Esmeralda den spanischen Aviso-Dampfer Cavadonga den 26. November 1865, und Chile wollte ihn nicht zurückgeben. Die spanische Flotte unter dem obgenannten Admiral griff ihrerseits mehrere chilenische und peruvianische Seehäfen an und verfolgte die republikanischen kleinern Geschwader in die seichtern Gewässer und Durchgänge zwischen den Inseln, wo sich die letztern tüchtig zur Wehr stellten, zwar Schaden erlitten aber den Spaniern ebenfalls zufügten. Der spanische Admiral Mendez Nuñez kam gegen Ende März vor der bedeutensten Handelsstadt Chiles, Valparaiso an, das jetzt bei einer Bevölkerung von 80,000 Einwohnern eine Menge stattlicher Häuser, Straßen und Plätze, namentlich aber ungemein große, mit Waaren angefüllte Lagerhäuser, hart am Meeresufer hat. Diese auf mehr als 100 Millionen geschätzten Waaren gehören größtentheils den zahlreichen hier angesiedelten fremden Handels- und Gewerbsleuten und Commissionären, aus Frankreich, England, Nordamerika, Deutschland und der Schweiz, die meistens auch ihre Consule daselbst haben. Denn Valparaiso ist eine wichtige Zwischen-Station auf dem weiten Seeweg um das Cap Horn, zwischen Europa und den Staaten und Häfen am Ufer des stillen Meeres, bis nach Californien und Oregon hinauf. Die Stadt und der Hafen von Valparaiso haben keine Befestigungen und der dortige Commandant General Villalon mit etwa 4000 Mann Marine- und Landtruppen war darauf angewiesen, einen etwaigen Landungsversuch der Spanier abzutreiben. Die Flotte der letztern, welche sich am 27. März gegenüber der Stadt in Kanonenschußweite aufstellte, bestand aus folgenden Kriegsschiffen:

Den gepanzerten Fregatten

„Numancia"	mit	40	Kanonen
„Stadt Madrid"	„	54	„
„Blanca"	„	40	„
„Resolucion"	„	40	„

den gepanzerten Corvetten

„Berenguela"	mit	32	„
„Vencedoro"	„	3	großen gezogenen Kanonen

und mehreren Fahrzeugen von geringerer Bedeutung.

Die im Hafen befindlichen englischen, französischen und nordamerikanischen Kriegsschiffe und viele Handelsschiffe zogen sich hinter die Linie der Spanier zurück. Der Admiral Mendez-Nuñez ließ der Stadt ankündigen, daß er nach 4 Tagen, wenn die Regierung zu St. Jago nicht innerhalb dieser Zeit Genugthuung gebe, die Stadt bombardiren werde. Allein sowohl die Landesregenten als die Stadtbewohner und Behörden, selbst die Fremden waren viel zu stolz und über die Feinde erbost, um sich zu beugen und erwarteten von der spanischen Großmuth nichts mehr, sondern fiengen an ihre Habseligkeiten wie ihre Personen, so viel möglich in Sicherheit zu bringen. Von allen Seiten strömten die Landleute, die Wasserträger und Mauleselbesitzer hülfreich herbei, um den Stadtbewohnern zum Transport ihrer Familien und Beweglichkeiten aus dem Bereich der Geschoße und des Feuers beizustehen. Ein merkwürdiges Schauspiel bot, nach dem Bericht von Augenzeugen, diese freilich nur theilweise Räumung einer so ausgedehnten und bevölkerten Stadt dar. Die Häuser entleerten sich von Bewohnern und Effekten, in den Straßen entstand ein furchtbares Getümmel und Gewirr von Menschen und Thieren, von Fuhrwerken aller Art von Kutschen und Karren, Eseln und Mauleseln, Pferden und Trägern, mit Weibern und Kindern, Kisten und Kasten bepackt. Bange Stunden vergingen. Der fatale Zeitpunkt rükte

heran. Noch viele tausende von Menschen blieben zurück, sowie für viele Millionen Waaren, zu deren Abfuhr Zeit und Mittel fehlten, in den Magazinen gelassen werden mußten.

Vergeblich begab sich der nordamerikanische Gesandte zu St. Jago auf das Admiralschiff, um zu vermitteln und eventuell zu drohen; vergeblich protestirten die ausländischen Consule; vergeblich suchte der Commandeur der nordamerikanischen Kriegsschiffe den starren Spanier abzuhalten, und die französischen und englischen Schiffskommandanten zu bewegen, sich mit ihm vereint dem Bombardement zu widersetzen. Letztere glaubten sich nicht dazu ermächtigt aus ihrer Neutralität herauszutreten und sich durch die That zwischen die kriegführenden Parteien zu stellen.

Der furchtbare Augenblick trat ein. Am 31. März, um 8 Uhr 10 Minuten Morgens waren die spanischen Schiffe auf etwa 400 Meter vom Ufer herangesegelt. Die vom Admiral bestiegene Fregatte Numancia löste 2 Kanonenschüsse als lezte Warnung. Um 9 Uhr 8 Minuten sodann eröffnete die Blanca ihr Feuer gegen die Magazine der Douane (Mauth- und Zollgebäude); die „Stadt Madrid" folgte nach; fünf Minuten hierauf fiengen auch die übrigen Schiffe an, mit Kugeln, Granaten und Bomben die Stadt, insbesondere die Eisenbahnhöfe, die Magazine, die Börse, die Intendanz und andere öffentliche Gebäude, sowie das schönste Quartier die Planchada, wo meistens Franzosen wohnten, zu überschütten. Der kleine Vencedoro legte sich näher ans Ufer und schoß mit glühenden Kugeln in die Häuser-Reihen und die offenen Straßen der Stadt. Zugleich wurde der furchtbar rollende Donner der Kanonade auch vom Knattern des Kleingewehrfeuers begleitet, welches von den Schiffen aus auf die am Ufer sich zeigenden chilenischen Soldaten und Einwohner gerichtet wurde. Nach einiger Zeit begannen auf mehrern der Magazine, größern Gebäude und auf den Häusern der zunächstliegenden Quartiere Rauchwolken emporzuqualmen, denen bald Feuersäulen nachloderten, die sich zu einem Gluthmeer verbreiteten und aller Löschversuche spotteten, so lange das Bombardement dauerte. Erst nach drei Stunden endete dasselbe, etwas nach Mittag. Sogleich waren die Leute der Brandkorps und der zum voraus dazu kommandirten Truppen bei der Hand, denen sich die wieder herbeiströmenden Bewohner und sogar die herbeigeeilten Löschmannschaften von St. Jago anschlossen, um die Löscharbeiten zu beginnen. Nach 20stündiger beinahe übermenschlicher Anstrengung gelang es den vereinten Kräften den Brand zu bemeistern, der die ganze Stadt zu verzehren drohte. Dennoch sind massenhafte Waaren verbrannt und Stadt-, Staats- und Privat-Gebäude, insbesondere das erwähnte Quartier Planchada großentheils von Grund aus zerstört. Selbst durch das große Spital mit 450 Krankenbetten gingen mehrere Kugeln. Der angerichtete Schaden wird (hoffentlich zu hoch) auf nahe an 100 Millionen angeschlagen, wovon bei 45 Millionen auf die Handelsleute verschiedener Nationen fallen sollen. Aber auch die übrigen Bewohner hatten über den rauchenden Trümmern ihrer Stadt zu trauern und schickten ihre Verwünschungen dem grausamen Spanier nach, welcher nun mit seiner Flotte, gleichsam wie nach gutverrichteter Sache, stolz aus dem Hafen von Valparaiso hinaus gegen Norden segelte, um noch andere Plätze an der Küste von Chile und Peru zu blockieren und zu zerstören.

Angriff auf Callao.

Was man befürchtete trat ein. Am 24. April erschien Admiral Nuñez mit seiner Flotte vor der befestigten Hafenstadt Callao in Peru. Gerade in der ähnlichen Lage, wie Valparaiso zu St. Jago in Chile, so bildet auch Callao den Aus- und Einschiffungsplatz von Lima, der noch großartigern Hauptstadt von Peru, welche einwärts im Lande gelegen ist. Am 26. verkündete der spanische Admiral, daß er nach Ablauf von 6 Tagen die Stadt beschießen werde. Am 28. waren schon die Bewohner mit ihrer Habseligkeiten geflüchtet und die Straßen öde. Die im Hafen befindlichen circa 150 neutralen Handelsschiffe, das nordamerikanische Geschwader und andere Kriegsschiffe legten sich weiter zurück vor Anker. Am

Das Bombardement von Valparaiſ.

2. Mai, um 11 Uhr, gab das Admiralschiff Numancia das Zeichen zum Angriff; aber hier fanden die Spanier nicht eine wehrlose Stadt. Nicht nur waren nördlich und westlich an dem Eingange des Hafens gute und feste Forts angelegt und mit Geschützen schwersten Kalibers von neuster Construktion von Armstrong und Blakely, bewaffnet worden, sondern auch schwimmende Batterien, der Panzerdampfer Loa, der Monitor Victoria und 3 Kanonenboote stellten sich dem Vordringen der Spanier entgegen die in 2 Colonnen anrükten, nämlich mit „Stadt Madrid", „Almanza" und „Berenguela" gegen die nördlichen Forts und mit Numancia, Blanca und Resolution, gegen die westlichen; Vencedora in der Mitte, um auf beiden Seiten beizustehen. Aber die Peruaner gaben den ersten Schuß aus der Batterie Nr. 2 auf die Numancia. In dem hierauf folgenden allgemeinen Geschützkampf, wurden die spanischen Schiffe übel traktirt. Die mit 4½ Zoll dicken Eisenplatten gepanzerte Numancia erhielt aus den Batterien Geschosse von mehrern hundert Pfunden Gewicht, die durch den Panzer tief in die Schiffswände schlugen; der Admiral soll 8 Wunden und Contusionen erhalten haben. Die „Stadt Madrid" mußte nach einer halben Stunde mit verletzten Dampfmaschinen durch die Vencedora aus dem Feuer geschleppt werden, und hatte 8 Kugellöcher und 39 Mann todt und verwundet. Berenguela zog sich 20 Minuten nachher ebenfalls zurück, von einem unter der Wasserlinie durch und durch schlagenden Schuß in Gefahr unterzugehen. Blanca, mehr als 40 mal getroffen, und die Resolution ebenfalls beschädigt, mußten um 3 Uhr eine Weile zurück, um sich ausbessern zu lassen und traten dann wieder in die Kampflinie. Auch die letzte Fregatte Almanza litt schwer. Um ein Viertel nach 5 Uhr hörte das Feuer auf und die Spanier fanden für gut sich zurückzuziehen, mit mehrern hundert Todten und Verletzten, entmuthigter Mannschaft und Mangel an Munition. Aus ihrer beabsichtigten Landung und Beschießung der Stadt wurde nichts. Der peruanische Diktator Prado war während der ganzen Zeit in Callao anwesend; sein Kriegssekretär fiel in der dritten Batterie, welche explodier. Die Peruaner mochten 60 Todte und Verwundete haben.

Chronik des Kriegs n Deutschland und Italien 1866.

(Fortsetzung der Chronik i Hinkenden Boten von 1865.

1864. Oktober 30. Winer Friedensvertrag von Oesterreich und Preußen mit Dänemark. Abtretung von Schleswig-Holstein und Lauenburg. Gemeinschaftliche Besezung und Verwaltung.

1865. August 22. Vetrag zu Gastein: Lauenburg gegen Geldentschdigung an Preußen überlassen. Dieses übernimmt die Verwaltung Schleswigs, Oesterreich diejeige Holsteins einzig. Letzteres erklärt diese Einrichung als provisorisch und unvorgreiflich den Rechen des Landes und Bundes, Preußen wirkt au Annexion.

1866. Jenner 26. Dasselbe erklärt in einer Depesche an die deutschen Regierungen, weder die Kompetenz des Bun s noch der Landstände, noch das Erbrecht Herzog Friedrichs von Augustenburg anerkennen, sondern volle Freiheit für seine eigene Poitik und seine Rechte bewahren zu wollen.

Hornung 20. Der König von Preußen ruft zu den Musterungen im Frühling (15. Mai) 140,000 Mann Reserven und Landwehr in Dienst. Die Kriegsrüstungen werden fortgesetzt.

April 5 bis Mai 7. Notenwechsel zwischen den beiden Mächten über ihre Kriegsrüstungen, jede verlangt, daß die andere zu entwaffnen anfange. Keine will den Krieg beabsichtigen.

April 9. Preußen beantragt durch Bismark die Einberufung eines deutschen Parlaments, mit allgemeinem Stimmrecht, direkten Wahlen, zum Zweck der Bundesreform. Verhandlungen des Bundestags hierüber bis zum 26. April.

April 22. Die italienische Armee wird in Kriegszustand gesezt. Allgemeine Panik und Geldkrisis.

April 27. Preußen bedroht Sachsen wegen seiner militärischen Vorkehren und fordert die sofortige Entwaffnung.

April 29. Sachsen entschuldigt sich mit seiner Stellung, bedrohten Lage und den Bundespflichten. Preußen hat selbst bereits 6 Armeekorps in der Nähe der Gränzen.

Mai 5 und 9. Auf die Klage Sachsens und sein Verlangen um Bundesschutz gegen das Vorgehen Preußens, beschließt der Bundestag mit 10 Stimmen gegen 5 Sachsen in Schutz zu nehmen und Preußen zur Bundespflicht zu mahnen. Dieses protestirt.

Mai 7. In Berlin wird von einem jungen Manne (Cohen) mit einem sechsläufigen Revolver auf Bismark geschossen, ohne ihn erheblich zu verletzen.

Mai 9. Preußen verlangt von Hamburg und Lübek, Hannover und Kurhessen u. a. das Durchmarsch-Recht für seine Truppen aus oder nach den Rheinlanden und den Elbherzogthümern.

Mai 16. Preußen richtet eine heftige Note gegen Bayern, Hessen, Nassau, besonders Würtemberg, weil sie ihre Truppen in Bereitschaft setzen.

Mai 18. Armeebefehl Benedeks als Oberfeldherrn der österreichischen Nordarmee.

Mai 23. Oldenburg erhebt in letzter Stunde ebenfalls Erbansprüche an Holstein.

Mai 24. Vom Bundestag wird an Oesterreich und Preußen die ernste Aufforderung erlassen zu entwaffnen. Oesterreich ist bereit und macht friedliche Anerbietungen, doch vergeblich.

Mai 25. Frankreich, unter Anschluß Rußlands und Englands, macht den Vorschlag eines Friedenskongresses in Paris.

Mai 26. In Preußen zahlreiche Adressen an den König um Bewahrung des Friedens. Der König antwortet, er bedauere, daß man ihn zum Krieg zwinge, um Preußens Ehre, Recht und Interessen zu wahren.

Mai 31. Die meisten Staaten und das mit Frankreich und Italien einverstandene Preußen stimmen dem Kongreß-Projekt bei; Oesterreich nur unter Vorbehalt keiner Territorialänderungen ohne Gegenvergütung (Kompensation.)

Juni 1. Oesterreich beantragt in Frankfurt die Mobilmachung aller Bundesarmeekorps, zur bloßen Vertheidigung.

Juni 2. Frankreich erklärt wegen Oesterreichs Vorbehalt den Kongreß als fruchtlos und deshalb unausführbar.

Juni 2. Allianzvertrag zwischen Preußen und Italien wird bekannt. Große Geldsendungen nach Italien.

Juni 2. Der Landtag der Stände von Holstein wird vom österreichischen Gouverneur, General von Gablenz, nach Itzehoe einberufen. Preußen protestirt.

Juni 6. Der Bundestag beschließt Neutralisierung des Bundessitzes Frankfurt und der Bundesfestungen Mainz und Rastatt. Preußen und Oesterreicher ziehen ab.

Juni 10. Manteuffel rückt mit seinen zahlreichern preußischen Truppen aus Schleswig, über Rendsburg nach Holstein, und

Juni 11 vertreibt zu Itzehoe den Landtag und die Regierung, läßt die Angesehensten verhaften und setzt eine provisorische Regierung ein, im Namen von Preußen. Vergeblicher Protest der Stände des Landes und Oesterreichs.

Juni 11.—12. Der Herzog Friedrich von Schleswig-Holstein-Augustenburg flüchtet sich. General von Gablenz zieht mit seinem schwachen Truppenkorps aus dem Land über Altona nach Hamburg und Hannover.

Juni 12 und 14. Der Bundestag, nach erhaltener Anzeige der gewaltsamen Besezung Holsteins beschließt mit 12 Stimmen die Aufbietung der Bundesarmee-Korps Nr. 1, 2, 3, 7 und 8, 9 und 10, zunächst zum Schutze Frankfurts und dann der treuen Bundesstaaten.

Juni 12 und 14. Preußen legt ein neues Bundesprojekt vor, mit Ausschluß Oesterreichs, die nördlichen Staaten unter Führung Preußens; die südlichen unter derjenigen Bayerns.

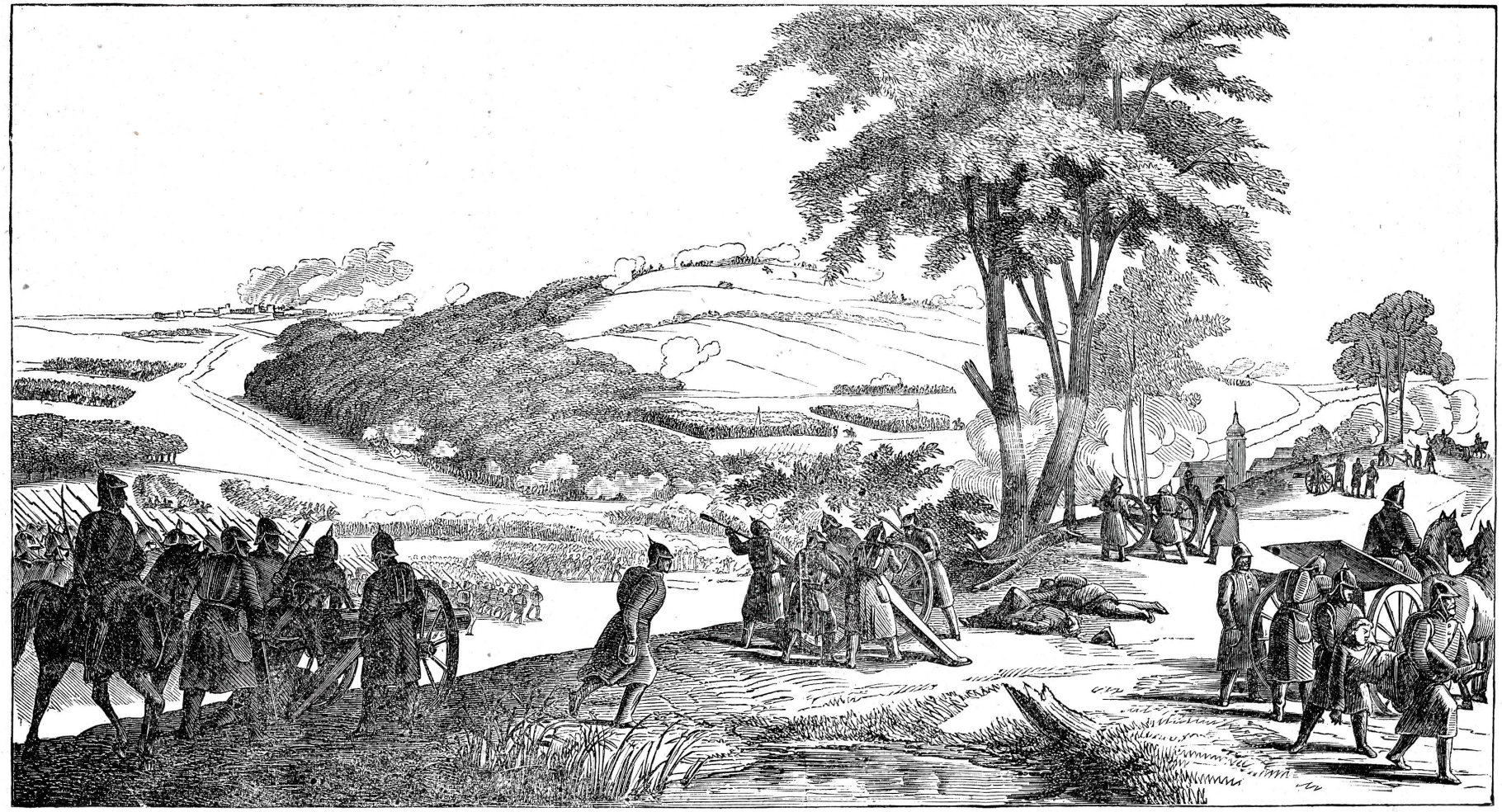
Juni 12. Die preußische Besatzung zieht still aus Frankfurt ab.

Juni 13. Die aus Holstein zurückkehrenden österreichischen Truppen werden in Frankfurt mit Jubel empfangen und bewirthet.

Juni 16. Würtemberger vom 8. Armeekorps rücken in Frankfurt ein.

Juni 16. Gleichzeitiger Einfall der Preußen ohne weitere Kriegserklärung mit schlagbereiten Armeen in 4 Bundesstaaten: Sachsen, Hannover, Kurhessen und Nassau. Auch Hamburg wird besetzt.

Die Schlacht bei Königgrätz.



Juni 16. Ein preußisches Korps (v. Beyer) bricht von Wetzlar auf und rückt mit einem Theil in südlicher Richtung gegen Wiesbaden und Frankfurt, mit dem andern gegen Kassel.

Juni 17. Einzug der Preußen in die Hauptstadt Hannover, nachdem der blinde König mit dem Kronprinzen und seiner Armee von 20,000—22,000 Mann gegen Hersfeld und Fulda ausgezogen war, um sich mit den Bundestruppen zu vereinigen.

Juni 18. Gleichzeitige Kriegserklärung Preußens und Italiens an Oesterreich.

Juni 18. Uebergang der Preußen, unter Herwart von Bittenfeld mit der Elbarmee, über die Elbe und Einzug in die Hauptstadt Dresden, nachdem der König und der Kronprinz von Sachsen mit der sächsischen Armee, bei 20,000 Mann, sich nach Böhmen zurückgezogen hatten.

Juni 19. Besetzung von Leipzig und Beschlagnahme der Eisenbahnlinien von dort nach Dresden und durch die Lausitz nach Schlesien.

Juni 19. General von Beyer zieht in Kassel ein, nachdem am 17. die Regierung, die kurfürstliche Familie und das hessische Truppenkorps ausgezogen waren, während der Kurfürst trotz aller Warnungen in seinem Lustschloß Wilhelmshöhe blieb und dort gefangen und nach Stettin in Pommern abgeführt wurde.

Juni 20.—23. Die 3 Hauptarmeen der Preußen gegen Oesterreich, nehmen Stellung an den böhmischen Gränz-Gebirgen und deren Päßen: Die Elbarmee (III) unter Herwart von Bittenfeld an der Elbe, wo sie aus Böhmen kommt; die I. Armee des Prinzen Friedrich Karl, 5 Korps bei Görlitz und Zittau am Paß nach böhmisch Reichenberg: Die II. oder schlesische Armee unter dem Kronprinzen, vier Korps, worunter das Gardekorps, in der Grafschaft Glatz, hinter den Päßen Glatz-Nachod, und Liebau-Trautenau.

Juni 23. Diese 3 Armeen brechen beinahe gleichzeitig über das Gebirge in Böhmen ein, um sich dann jenseits zu vereinigen: Herwart rückt auf Leipa, Prinz Friedrich Karl nach Reichenberg ohne großen Widerstand von Seite der Oesterreicher.

Juni 24. Schlacht von Custozza bei Verona. Der König von Italien geht vom 23. hinweg mit 120,000 Mann und 280 Kanonen über den Mincio gegen die Etsch. Cialdini mit 80,000 Mann soll bei Rovigo den Po und die Etsch überschreiten. Die östreichische Armee unter Erzherzog Albrecht 100,000 Mann mit 240 Kanonen bricht Morgens früh aus dem verschanzten Lager von Verona auf, marschiert auf die Hügel bei Somma Campagna in die linke Flanke des italienischen Heeres, welches still halten und sich links wenden muß; greift Durandos Korps — bei 40,000 Mann — auf den von zahlreichem Geschütz gekrönten Hügeln bei Custozza und nordwärts an, erstürmt eine Stellung nach der andern, überflügelt und bedroht ihn in seinem Rückzug gegen die Brücken bei Valeggio. Vergeblich wird er vom Korps Della Rocca und einem Theil des Korps Cuchiari unterstützt, welche wiederholt die Oestreicher bei Somma Campagna angreifen. Diese erstürmen endlich Custozza und der Rückzug der Italiener geht gegen den Mincio und über denselben zurück, unter fortdauerndem Kanonendonner bis spät 9 Uhr. Die italienischen Prinzen Humbert und Amadeus hatten tapfer mitgestritten und letzterer wurde verwundet. Die Italiener ließen auf dem Schlachtfeld 4000 Gefangene, 56 Kanonen, und über 12,000 Todte, Verwundete und Vermißte zurück. Die italienische Armee zieht sich, unfähig den Mincio zu halten, nach Cremona. Die Oestreicher verloren ebenfalls bei 4000 bis 5000 Mann.

26. Einmarsch der 2. oder schlesischen Armee unter dem Kronprinzen, mit 3 Korps gegen Nachod, mit dem Gardekorps gegen Trautenau in Böhmen.

27. Blutige Treffen bei Nachod, siegreich unter Steinmetz gegen Ramming, bei Trautenau schwankend gegen Gablenz.

27. Schlacht bei Langensalza. Die hanoveranische Armee, circa noch 18,000 Mann stark, mit dem König und Kronprinzen sucht sich gegen Süden durchzuschlagen, marschiert gegen Eisennach und Gotha, läßt sich durch Unterhandlungen vom Durchmarsch abhalten, wird in ihrer Stellung von Langensalza von

den Preußen angegriffen und schlägt dieselben nach hartnäckigem mehrstündigem Kampf mit großen Verlusten zurück, muß indeß von allen Seiten umringt am 29. eine Kapitulation annehmen und streckt am 30. die Waffen. Dem König und Kronprinzen wird freier Abzug gewährt.

28. Nochmaliges Gefecht bei Trautenau, Treffen bei Scalitz; Steinmetz erstürmt die Stadt und Position gegen die Oestreicher unter Erzherzog Leopold, und macht den Garden bei Trautenau Luft.

28. Die erste Armee des Prinzen Friedrich Karl und das Korps Herwarths von Bittenfeld, nach vorherigen Gefechten bei Turnau u. a. m. greifen von 2 Seiten Münchengrätz an und erstürmen die dortige Position trotz tapferm Widerstand, besonders der Sachsen. Die Preußen senden Streifparteien gegen Jung-Buntzlau und verbreiten Schrecken bis nach Prag.

29. Die erste Armee erstürmt Gitschin, Steinmetz als Avantgarde der 2. Armee nimmt Jaromirz und Königinhof. Annäherung und Berührung beider preußischen Armeen über Gitschin.

30. Die östreichischen Armeekorps, nach erlittenen, unerwartet großen Verlusten an Gefangenen, Todten und Verwundeten durch die furchtbare Wirkung des Zündnadelgewehrs und unter dem tiefen Eindruck dieser Umstände auf die Soldaten, ziehen sich hinter die obere Elbe, mit Beiseitlassung Prags, zurück.

Juli 1. Der König von Preußen langt bei der Armee an.

Juli 2. Hauptquartier in Gitschin.

3. Juli. Schlacht bei Königsgrätz.

(Siehe die Abbildung.)

Die östreichische Hauptarmee unter Benedek, hinter der obern Elbe zwischen Josephstadt und Königsgrätz gesammelt, überschritt diesen Fluß am 2. und 3. und nahm auf der Straße von letzterer Festung nach Horsiz und Gitschin, von wo die preußische Hauptarmee herkam, eine feste Stellung auf einem ansehnlichen Höhenzug vor dem Flüßchen Bistriz; das Centrum bestehend aus dem 4., 3. und 8. Korps stand querüber der Straße, bei Lipa, vor sich in der Tiefe am genannten Gewässer die Ortschaft und Brücke von Sadowa, hinter sich auf der waldigen Höhe die aus dem 1. und 6. Korps bestehende Reserve bei Chlum und Roßberiz, von wo das Terrain auf alle Seiten sich abdachet. Der rechte Flügel, (das 2. und zum Theil das 3. Korps) nahm ebenfalls Stellung hinter der Bistriz, doch etwas rückwärts gebogen. Der linke, aus dem 10. Korps und den Sachsen zusammengesetzte Flügel endlich hielt die südliche Verlängerung des Hügels, hinter dem besagten Fluß. Die ganze etwa 2½ Stunden lange Schlachtlinie der Oestreicher bildete einen leicht gekrümmten Bogen und stand zum Theil von Wäldchen und Feldschanzen gedeckt, an den sanften Abhängen, vor sich eine zahlreiche Artillerie, bei 400 Kanonen, welche das jenseitige Ufer und Land beherrschten. Tiefer unten, längs dem Gewässer, in den Gebüschen und Baumgärten mehrerer Dörfchen harrten zahlreiche Jägerkorps des feindlichen Angriffs. Die 3 preußischen Armeen zogen von 3 Seiten, von Nord, Nordwest und Westen heran, und erwarteten den Feind erst hinter der Elbe zu treffen. Die erste oder Hauptarmee unter Prinz Friedrich Karl, mit dem König, war Morgens 5 Uhr in der Gegend von Horsiz aufgebrochen und kam gegen 8 Uhr auf den Höhen von Dub an, welche dem Centrum der Oestreicher gegenüber lagen und die Bisstriz-Brücke von Sadowa beherrschten. Sogleich begann hier der Aufmarsch und eine vom Gegner heftig erwiederte Kanonade. Um 9 Uhr geschah der Angriff der Preußen um den Fluß zu überschreiten. Links gieng die Division „Fransecky" über denselben nach Benatek, wo sie auf den rechten Flügel der Oestreicher stieß; in der Mitte griff die Division „Horn" — beide zum 1. Korps gehörend — Sadowa an, konnte aber nicht weiter dringen. Ebenso gieng es dem 2. Korps, welches den rechten Flügel dieser 1. Armee bildete, während das 3. Korps sowie die Hauptmasse der Kavallerie und Artillerie hinter der Mitte auf der Straße und Höhe bei Dub hielten, von wo sie von Zeit zu Zeit Colonnen zur Hülfe in die Gefechtslinie sendeten. Endlich erstürmten die Preußen Sadowa und

giengen über die Bistriz. Heftiger Infanterie- und Artillerie-Kampf auf der ganzen Linie. Die Preußen sind genöthigt die Angriffe einzustellen und zum Theil höchst erschöpft über das Wasser sich zurück zu ziehen, um das Herannahen des noch einige Stunden entfernten Kronprinzen abzuwarten. Die Oestreicher glaubten sich schon Sieger. — Mittlerweile gieng aber die Elb-Armee unter General Herwarth als äußerste Rechte der Preußen über die Bistriz, griff hier den linken Flügel der Oestreicher, das 10. Korps Gablenz und die Sachsen, an, und zwang es durch Umgehung, sich rückwärts umzubiegen und der Straße von Königsgrätz zu nähern, wodurch der Rückzug der ganzen Armee bedroht wurde.

Die mit Sehnsucht erwartete 2. (schlesische) Armee langte endlich um Mittagszeit im Norden gegenüber dem östreichischen rechten Flügel an, der auf diese Weise in der Flanke angegriffen sich noch weiter rückwärts umbiegen, und nun seine Artillerie gegen die neu anlangenden Feinde richten mußte. Der Kronprinz drang mit 3 Armeekorps und zahlreicher Artillerie unter heftigem Geschüzfeuer vorwärts; das erste Korps aber griff mit der Division Fransecky vereint den Winkel der östreichischen Stellung an; während die 1. Armee, Friedrich Karl, neuerdings bei Sadowa und längs der Bistriz in den Kampf trat, so daß bei 500 Feuerschlünde, im ungeheuern Halbkreis gegen das jetzt um 80,000 Mann und 100 Kanonen schwächere östreichische Heer donnerten, das langsam sich zurück und gegen seine Mitte bei Chlum zusammen zog. Eine starke Colonne preußischer Kavallerie drang sodann, mehrmals zurückgeworfen, auf die Höhe, und stürzte sich wie ein Strom in verstärkter gewaltiger Maße, den König mit seinem Generalstab in der Mitte, auf die Hochebene und unwiderstehlich in die bereits schwankenden und flüchtigen Reihen der Oestreicher. Diese waren, überflügelt, im Rücken bedroht, und in Gefahr von Königgrätz und der Eisenbahn nach Wien abgeschnitten zu werden. Nun allgemeiner Rückzug, dann wilde Flucht der Oestreicher, welche sich theils über die nicht genügenden Brücken und durch den Fluß nach Königgrätz, theils in der Richtung der Eisenbahn zu retten suchten, um nach Mähren zu entkommen. Zu Tausenden und aber Tausenden lagen die Verwundeten und Todten auf den Hügeln des Schlachtfeldes, sowie hinter demselben. Die Oestreicher verloren 116 Kanonen, 12 Fahnen, 15,000 Gefangene, bei 12,000 Verwundete, Todte und Vermißte, eine zahllose Menge Fuhrwerke und Waffen.

Auch die Preußen hatten einen Verlust von ungefähr 10,000 Todten, Verwundeten und Vermißten und einen theuer erkauften, aber vollständigen und glänzenden Sieg.

Juli 4. Der Kaiser von Oestreich tritt Venetien an Napoleon III. ab. Dieser sucht den Frieden zu vermitteln, anfänglich ohne Erfolg. Benedek abberufen.

Juli 8. Die Preußen rücken in Mähren ein, stehen am 19. an der Donau bei Wien. Die Oestreicher ihnen gegenüber auf dem südlichen Ufer.

Juli 20. Seeschlacht von Lissa, vor welcher Insel die italienische Flotte unter Persano, mit 23 Kriegsschiffen, wovon 12 Panzerfregatten von der 18 Segel starken östreichischen Flotte, mit nur 6 Panzerschiffen, unter Admiral „Tegethoff" kühn angegriffen, durchbrochen, nach 4stündigem Kampf in die Flucht geschlagen wurde mit Verlust von circa 1000 Mann und 3 in Grund gebohrten Schiffen.

Juli 21. Eine fünftägige Waffenruhe und

Juli 22. letztes blutiges Gefecht zu Blumenau bei Preßburg.

Juli 26. Friedenspräliminarien und Waffenstillstand auf unbestimmte Zeit, zu Nikolsburg.

August 26. Zu Prag definitiver Friedensvertrag zwischen beiden Mächten. Oestreich tritt aus dem deutschen Bund, behaltet seine Länder und bezahlt an Preußen eine Kriegsentschädigung von 40 Millionen Thalern, wovon jedoch 20 Mill. als Entschädigung für seine Rechte an Schleswig-Holstein abgerechnet werden.

Kriegsereignisse am Main.

Juni 4. Das 7. Bundeskorps unter Prinz Alexander von Hessen steht um Frankfurt. Das 8. Korps (Bayern) unter Prinz Karl, am Rhöngebirg und an der Saale, bei Kissingen.

Juli 6.—10. Die preußische Armee unter Vogel von Falkenstein drängt sich zwischen beide Bundeskorps, durch die Rhön an den Main.

Juli 10.—11. Vor und bei Kissingen blutige Gefechte gegen die Bayern.

Juli 12.—14. Treffen bei Hammelburg, Lohr, Gemünden, Laufach und Aschaffenburg.

Juli 16. Frankfurt von den Bundestruppen und Bundesgesandten verlassen. 18. Manteuffel rückt mit 10,000 Mann ein, hebt den Senat auf, verhaftet mehrere Senatoren legt der Stadt eine Brandschatzung von 6 Millionen und sodann am 23. eine fernere Kriegs-Kontribution von 52 Millionen auf, welche später ermäßigt wird.

Juli 25. Senator Fellner, früher Anhänger Preußens entleibt sich aus Verzweiflung über das Schicksal seiner Vaterstadt.

Juli 25.—26. Die preußische Armee dringt nach den blutigen Treffen von Tauberbischofsheim, Helmstädt, Uettingen und am 26. bei Roßbrunn, bis vor Würzburg.

Juli 27. Vergebliche Beschießung der Festung Marienburg. Juli 28. Waffenstillstand. Besetzung der Stadt.

August 20. Friedensschluß Preußens mit Baden und Würtemberg, 22. mit Bayern und Sept. mit Hessendarmstadt, gegen Bezahlung bedeutender Kriegsentschädigungen.

Nachträgliches aus dem preußischen Kriege.

Einigen armen Polen eines preußischen Infanterieregimentes soll bei der Erstürmung von Kissingen im Juli 1866 folgendes Mißgeschick zugestoßen sein. Dieselben geriethen durstverzehrt in einen Keller, wo sie nur noch einige Flaschen entdeckten, welche sie sich sofort zu Gemüthe führen wollten. Leider enthielten dieselben nicht Wein, sondern Petroleum, welches selbst für einen polnischen Magen als zu kräftig erkannt wurde, und unsre Polen veranlaßte, um den häßlichen Geschmack des in der ersten Eile verschluckten Petroleums loszuwerden, schleunigst zum nächsten Brunnen zu laufen. Unglücklicherweise geriethen sie an die beiden Mineralquellen, deren eindringliche Wirkungen auf den Unterleib dem Kurorte Kissingen so bedeutenden Ruf verschafft haben. Die armen Polen hatten daher später an den Folgen des genossenen Petroleums und noch mehr des massenhaft getrunkenen Pandur- und Rakoczy-Brunnens furchtbar zu leiden. Wer kann es bei solchem Mißgeschick den nur wenig Deutsch verstehenden und also jeder Belehrung unzugänglichen Polen verargen, wenn sie hartnäckig darauf schwuren, Wein und Brunnen seien von den entsetzlichen Bayern vergiftet gewesen!

Ein Landwirth in Lauenburg hat sich an den Grafen Bismark mit der Bitte gewendet, ihm ein kleines Stück einer Staatsdomäne, das in sein Feld hineinreicht, zu verkaufen. Der Bittsteller schloß sein Gesuch mit den geistreichen Worten: „Indem ich Euer Excellenz zu dem gewonnenen Siege gratuliere, dessen erste Folgen die Arrondirung Preußens sein werden, bitte ich um freundliche Genehmigung meines Gesuches, da ich in Bezug auf mein Gut dasselbe Ziel im Auge habe."

Lieber in Oel.

Ein sehr magerer Schneider wollte sich malen lassen. Der Maler fragte, ob in Wasserfarben oder in Oel. „Ich dächte in Oel," entgegnete der Schneider, „damit ich etwas fetter aussehe."

Die Macht des Glückes.

Ein Spieler, der dem Spiel leidenschaftlich ergeben war, pflegte nach großem Ver-

luste auszurufen: „Treuloses Glück, du kannst zwar machen, daß ich verliere, aber zum Bezahlen sollst du mich nie zwingen!“

Der gewissenhafte Richter.

In einem Verhöre, wo man viel Lärm machte, sprach der Richter: „Gerichtsdiener, gebiete er Ruhe! es ist ja ein abscheuliches Getöse; wir haben — ich weiß nicht wie viele Sachen schon geschlichtet, ohne sie zu hören!“

Die Früchte.

„Sammle die Früchte in dem Garten des Herrn und nähre Deinen Geist damit,“ so sprach ein Prediger zu einem Bauern-Jungen, und dieser antwortete: „Das werde ich nicht thun, Herr Pfarrer, noch gestern habe ich es versucht und tüchtige Prügel bekommen.“

Gute Ausflüchte.

Ein des Mordes angeklagter Irländer suchte seine Unschuld mit folgenden Gründen zu behaupten: Erstens habe er es nicht gethan. Zweitens sei er betrunken gewesen als er es gethan, und drittens könne man man ihm seine Identität nicht beweisen.

Zerstreuung.

Ein Professor litt sehr an Zerstreuung. Einst sagte er in der Geographie-Stunde zu seinen Schülern: „Schulpforte, die berühmte Erziehungsanstalt, liegt hoch oben auf einem Berge, wie ihr wißt!“ — „Verzeihen Sie,“ bemerkte ein auftretender Schüler bescheiden, „es liegt unten am Berge!“ „So, so,“ entschuldigte sich der Zerstreute, „zu meiner Zeit lag es noch oben auf dem Berge!“

Vorsicht.

Jemand hatte zwei Tabaksbeutel in einander stecken. Als er sich eine Pfeife stopfte, sah dies ein Anderer, und fragt ihn, warum er denn zwei Beutel in einander trage? „Aus Vorsicht,“ war die Antwort, „weil ich fast jede Woche einen verliere.“

Mistverständniß.

Ein Prinz erkundigte sich einst bei dem Baron S. nach dem Befinden seiner Gemahlin. Der sehr übelhörende Baron vernahm die Frage unrichtig und meinte, der Prinz habe nach seiner Krankheit gefragt. Er litt eben an der Grippe. „Ihre Hoheit“, antwortete er, „es ist alles umsonst; ich kann sie nun einmal nicht los werden; es scheint, ich muß mit dieser Plage leben und sterben.“

Der Bettler.

Ein Armer bettelte des Nachts einen Vorübergehenden an, der sehr zornig ausrief: „Es ist eine Schande, die Leute des Nachts mit Betteln zu belästigen!“ Der Bettler sprach entschuldigend: „Verzeihen Sie, mein Herr, ich bettle auch am Tage.“

Die Form der Erde.

Ein Pfarrer, der seiner Gemeinde die Form der Erdkugel anschaulich machen wollte, bediente sich oftmals seiner runden Tabaksdose, indem er sagte: „Seht Kinder, so etwa wie meine Dose ist die Gestalt der Erdkugel.“ Des Sonntags hingegen trug der Geistliche eine viereckige Tabaksdose, welche die Dorfkinder genau kannten. Als einst bei einem Examen der Herr Schulinspektor die Schuljugend unter Anderm auch nach der

Form der Erdkugel befragt hatte, antworteten die Unterrichtetsten derselben: „In der Woche ist sie rund und am Sonntag viereckig."

Attentat auf den Grafen Bismark.

(Berlin, den 7. Mai 1866.)

(Mit einer Abbildung.)

Nachdem kurz vorher die Kunde erschollen war, daß ein Mordanfall auf den Kaiser Alexander I. von Rußland, zu St. Petersburg, glücklich durch einen jungen russischen Bauern abgewandt worden, zu großem aufrichtigem Jubel des ganzen russischen Volkes, das seinen milden und gerechten Herrscher liebt, vernahm man aus Berlin ein neues Attentat auf das Leben, wenn nicht eines gekrönten Hauptes, doch eines dem König von Preußen zunächst stehenden hohen Staatsbeamten, des seit mehrern Jahren beinahe allmächtigen Minister-Präsidenten Grafen Bismark. — Am 7. Mai, Nachmittags gegen 5 Uhr war der Genannte auf seinem Rückweg vom königlichen Palast, wo er Vortrag beim König gehabt hatte, nach seinem eigenen Hôtel begriffen und befand sich eben in der großartig gebauten und mit Baumreihen besetzten Hauptstraße, genannt "unter den Linden", als zwischen großen Zuschauermassen ein Garde-Infanteriebataillon vorüberzog, dessen vorausreitenden Commandanten Bismark grüßte. In diesem Moment fielen unmittelbar hinter dem Grafen zwei Schüsse hart nach einander, wovon der eine nicht traf, der andere ihm im Rücken den Rock durchlöcherte, ohne ihn am Leibe zu beschädigen. Kaum hatte sich der Minister-Präsident umgewendet, so sah er eine mehrläufige Revolver-Pistole ganz in der Nähe auf sich gerichtet und empfieng er einen dritten Schuß, der ihn auf der Brust traf. Unerschrocken und mit der bekannten Raschheit und Geistesgegenwart, die Bismark auszeichnet, packte er sofort den ihm zunächststehenden jungen Mann, in dessen Händen er die Mordwaffe erblickte und ergriff ihn beim Arm. Allein dieser hatte noch eine Hand frei und gebrauchte sie um die beiden noch geladenen Revolverläufe auf den Grafen abzufeuern. Wunderbarerweise jedoch wurde letzterer durch keine der, in doch so großer Nähe abgeschlossener Kugeln, erheblich verletzt, obschon deren viere ihn trafen. Von den drei auf die Brust gerichteten traf eine die Wölbung der rechten Brust, glitt aber ab und drang in den Paletot. Eine andere prallte kraftlos auf dem Brustknochen auf und die letzte streifte infolge einer Wendung des Grafen nur seine Brust seitwärts. Der Auftritt und das Getümmel, das sofort den Staatsmann uud seinen Angreifer umgab, veranlaßten auch die an der Spitze des Gardebataillons marschierenden Offiziere und Soldaten herbeizustürzen und die Truppe machte Halt. Der Ministerpräsident, den seine Kaltblütigkeit nie verlassen hatte, übergab den von ihm festgehaltenen Thäter sofort dem Militär zur Ablieferung an das Kriminalgericht. Eine große Anzahl Neugieriger drängte sich um den Grafen, in der Meinung, derselbe müsse nothwendig verwundet sein, was aber zur allgemeinen Verwunderung wenigstens in irgend einer bedeutenden Weise nicht der Fall war; indem, ungeachtet der mehrfach durchlöcherten Kleidungsstücke, nur eine Contusion und Anschwellung der Brustknochenhaut entdeckt wurde. Offenbar hatte ihn sein persönlicher Muth, seine körperliche Ueberlegenheit, aber auch unzweifelhaft die besondere Art seiner

Attentat auf den Grafen Bismark in Berlin.

Bekleidung gerettet. Das seidene Hemd allein, das er auf dem Leibe trug, konnte kaum die in solcher Nähe abgefeuerten Schüsse so vollständig abschwächen, daß nicht die allgemeine Vermuthung erklärlich wäre, daß er sich mit einem leichten Panzer geschützt hatte, um gegen ähnliche Gefahren gesichert zu sein. Die hohe Stellung, die Bismark bekleidet, brachte es aber mit sich, daß eine zahlreiche Begleitung ihm nach seiner Wohnung folgte, vor derselben sich bald eine große Masse Menschen ansammelte und von allen Seiten her Freudenbezeugungen über seine Rettung dargebracht wurden, wie es bei solchen Gelegenheiten üblich ist. Erst durch diese Demonstrationen erfuhr die Gemahlin Bismarks die Gefahr, welcher dieser entronnen war; denn anfänglich hatte er mit großer Selbstbeherrschung den Vorfall verschwiegen, um seine Familie nicht zu erschrecken. Auch der König beehrte ihn nach wenigen Stunden mit einem persönlichen Besuch, um sich nach seinen Befinden zu erkundigen und ihn zu beglückwünschen. Während dieser Zeit wurde im Büreau der Criminalpolizei, wohin der Thäter gebracht worden, das erste Verhör mit demselben abgehalten. Mit der größten Ruhe gab er über seine Herkunft, Namen, Verhältnisse und Absichten Auskunft; er läugnete keinen Augenblick, daß er wirklich den Entschluß gefaßt hatte, den Ministerpräsidenten zu tödten. Man erfuhr, daß er Cohen hieß und der Stiefsohn des in London lebenden deutschen Flüchtlings und Schriftstellers Carl Blind sei. Dieser hatte die Wittwe Cohen geheirathet und jenen Sohn aus ihrer ersten Ehe erzogen. Der Thäter Cohen-Blind, wie er sich nannte, war 24 Jahr alt, von nicht großer aber kräftiger Statur und hübschem, intelligentem Gesicht. Keine Makel haftete bisher auf ihm. In einem bei ihm gefundenen Brief seines Stiefvaters spricht sich die innigste Liebe zu ihm, „dem Stolz und der Freude seiner Mutter, dem hoffnungsvollen Jünglinge“ aus. Der junge Mensch hatte sich in seinem Heimathlande Baden den Naturwissenschaften und insbesondere der Landwirthschaft gewiedmet und über letztere bereits mit Erfolg geschrieben, auch selbst auf mehrern großen Gütern praktisch die Landwirthschaft betrieben. Er gestand offen, daß er drei Tage vor dem Ermordungsversuch eigens nach Berlin gekommen sei mit der Absicht, den Grafen Bismark aus der Welt zu schaffen. In einem auf der Post aufgegriffenen Brief an seinen Stiefvater in London bezeichnet er sein Opfer als „den ärgsten Feind der Freiheit Deutschlands“, der beseitigt werden müsse, um Deutschland zu retten und einig zu machen und den Herrschern Furcht einzuflößen.

Er war auf Alles vorbereitet. Als er während einer Pause des Verhörs einen Augenblick sich weniger bewacht sah, nahm er sein Taschentuch vor das Gesicht, zog aus seiner Westentasche, die man zu durchsuchen unterlassen hatte, ein mit mehrern Klingen versehenes Messer und brachte sich mit einer derselben mehrere tiefe Wunden am Halse bei. Vergeblich war die sofort angewandte ärztliche Hülfe, vergeblich daß man ihm die Zwangsjacke anlegte, um weitere Selbstverletzungen zu verhindern; er starb des andern Morgens 5 Uhr im Lazareth der Hausvogtei, des großen Untersuchungs-Gefängnisses in Berlin. In seinem Logis fand man ein Patronenkästchen in rothem Maroquin, das 7 leere Stellen und noch 40 Patronen mit Messinghülsen enthielt.

Der Kaliber war gering, aber durch die längliche Form der Spitzkugeln verstärkt; der Revolver, sechsläufig, fein gearbeitet und mit Haarzügen versehen, schien eine sehr gefährliche und unfehlbare Waffe für den Angriff in der Nähe! Und dennoch blieb ihr Gebrauch wirkungslos. Nicht nur hatte der unglückliche Cohen auf das bestimmteste versichert, sondern es scheint auch aus allen Umständen als unzweifelhaft hervorzugehen, daß er keine Mitverschworne hatte, sondern aus eigenem Antrieb und vereinzelt handelte. Die unglückselige That ist ein Ausfluß politischer Schwärmerei, der schon so viele Opfer gefallen sind.

Es steht nicht dem einzelnen Menschen zu, durch solche Thaten frevelhaft in die Geschicke der Staaten und Völker einzugreifen. Deßhalb mißlingen sie beinahe allemal, und haben, selbst wenn das nächste Ziel erreichend, doch niemals den beabsichtigten weitern Erfolg! Die Ermordung Cäsars brachte Rom nicht die Freiheit zurück.

Räthsel.

Was für ein König hat keinen Thron?
Was für ein Knecht hat keinen Lohn?
Der König in dem Kartenspiel
hat keinen Thron,
Der Stiefelknecht hat keinen Lohn.

Es ist ein einfaches Wort, thut man den ersten Buchstaben vorn herunter, da möcht' man sich den Kopf 'runter reißen, und thut man ihn wieder auf, da ist alles fest.

Reu' und Treu'.

Frage. Was hat keinen Kopf und doch einen Hals?
Und was schmeckt gut ohne Salz und Schmalz?

Antw. Die Flasch hat keinen Kopf und doch einen Hals,
Und der Kuß von deinem Mund schmeckt ohne Salz und Schmalz.

Frage. Was für ein Herz thut keinen Schlag?
Was für ein Tag hat keine Nacht?

Antw. Dos Herz an der Schnalle thut keinen Schlag,
Der allerjüngste Tag hat keine Nacht.

Welches Lied ist eine Komposition des Schöpfers? — Das Augenlid.

Welche Zeit wird von vielen am meisten bereut? — Die Hochzeit.

Warum bleiben so viele Mädchen sitzen? — Weil sie den Männern oft zur Unzeit den Laufpaß geben.

Zerstreuung.

Der zerstreute L. hatte einst Besuch von einem Bekannten. L. saß lange wortlos neben ihm, endlich fuhr er auf und sagte: „Was ich sagen wollte, lebt denn ihr seliger Vater noch?"

Man muß es selbst probiren.

Ein geknuteter Russe wurde gefragt: Wie mag wohl dem zu Muthe sein, der die Knute erhält? „Ach, das kann man nicht beschreiben", erwiederte er, „man muß es selbst probieren."

Stämpflische Buchdruckerei (G. Hünerwadel) Postgasse 44 in Bern